



Gedenken zum 27. Januar

... GING HINAUS UND WEINTE BITTERLICH ...

Lukas 22,62



Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

Inhalt

4 **Editorial**
Jutta Weduwen

6 **Geleitwort**
Christian Stäblein

I. ANSTÖSSE AUS DER BIBLISCHEN TRADITION

10 Liturgie
... ging hinaus und weinte bitterlich ...
Lisa Neuhaus/Gabriele Scherle

17 **Epistel**
Annette Kurschus

18 Predigt zum 27. Januar 2024
Bitter
Matthias Loerbroks

23 **Predigen im christlich-jüdischen Kontext**

II. ASF-FREIWILLIGE BERICHTEN

24 **Juristisches Versagen, menschliche Annäherung vor Ort**
ASF-Sommerlager in der Toskana

30 **»Oradour berührt – und betrifft uns alle«**
Judith Kaack und Ida Magdalena Sophie Forbriger

35 **»Enfin.« – »Endlich.«**
ASF-Sommerlager in Oradour-sur-Glane

III. ZEITGESCHICHTLICHE UND POLITISCHE BEZÜGE

38 **Oradour – zum 80. Jahrestag**
Andrea Erkenbrecher

43 **Erinnern an die ermordete Stadt – 80 Jahre Warschauer Aufstand**
Christhardt Henschel

IV. LITERATUR

52 **Wiedergelesen**
Angelika Obert

53 **Literaturempfehlungen**
Angelika Obert

54 **Literaturempfehlungen**
Dorle Simon-Zeiske

58 **Kollektenbitte**

59 **Impressum**

Zum Titelbild: Am 13. Dezember 1943 brachten deutsche Besatzungstruppen auf dem nördlichen Peloponnes im Ort Kalavryta 676 Bewohner*innen um, plünderten Geschäfte und setzten Häuser in Brand. Am Tag darauf zerstörten sie das Kloster Agia Lavra und ermordeten acht Mönche. Heute engagieren sich ASF-Freiwillige in der Gedenkstätte im Ort für die Erinnerung an diese Verbrechen.

Diese und frühere Ausgaben der *ASF-Predigthilfe* finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer*innen auch unter www.asf-ev.de/veroeffentlichungen.
Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de;
+49 30 28395-184.

Editorial

Jutta Weduwen

Liebe Leser*innen,

am 27. Januar, dem Jahrestag der Befreiung der wenigen Überlebenden aus den Vernichtungslagern in Auschwitz, gedenken wir jährlich der Verfolgten und Ermordeten des Holocausts und aller weiteren Opfer des Nationalsozialismus. Wir denken an die Überlebenden und ihre Nachkommen, die auch nach der Befreiung an ihren Verletzungen und Traumata sowie der späten und immer noch unzureichenden Aufklärung und Anerkennung dieser Verbrechen litten und bis heute leiden.

»Nie wieder Auschwitz!« Dieser Imperativ beinhaltet, dass Jüdinnen*Juden ohne Angst vor Verfolgung und Ermordung leben sollen. Die Massaker der Hamas in Israel im Oktober 2023, die weitverbreitete Gleichgültigkeit und die Anfeindungen weltweit gegen Jüdinnen*Juden haben deren Sicherheitsgefühl schwer erschüttert. Antisemitismus ist nie nur das Problem der anderen. Antijüdische Haltungen finden wir auch unter uns, in unseren Kirchen und Gemeinden, nicht selten verpackt in Israelfeindschaft. Auch wir müssen uns schmerzlich fragen, was wir versäumt und übersehen haben.

Mit dieser *Predigthilfe* möchten wir Ihnen Ideen und Impulse für das Gedenken geben und wollen Sie ermutigen, kritisch hinzuschauen, aufzustehen und Solidarität zu zeigen und einzuschreiten, wenn jüdische Menschen heute verunsichert und angegriffen werden.

Die biblischen Texte für diesen 27. Januar stellen uns Fragen nach dem Umgang mit Verrat und Gleichgültigkeit, nach dem Verdrängen, nach der Trauer und der Bearbeitung von Schuld. Lisa Neuhaus und Gabriele Scherle stellen uns eine Liturgie für einen Gottesdienst am 27. Januar oder für den darauffolgenden Sonntag vor. In seiner Predigt erzählt Matthias Loerbroks die Geschichte von der Verleugnung des Petrus (Lk 22,54 ff.) und setzt sie in Beziehung zur Verleugnung der Christ*innen und Kirchen gegenüber Jüdinnen*Juden. Für unseren Epistel-Text haben wir die klaren wie bedachten Worte, die Annette Kurschus nach den Terroranschlägen vom 7. Oktober gegen Israel fand, ausgewählt.

In diesen Monaten und im vor uns liegenden Jahr 2024 jährt sich an vielen Orten Europas zum 80. Mal das Gedenken an NS-Verbrechen und an schwere Massaker, so zum Beispiel in Kalavryta, in Oradour, in Sant'Anna di Stazzema, in St. Petersburg, Warschau oder dem niederländischen Dorf Putten. Auf der Insel Rhodos wird

der über 1.600 Jüdinnen*Juden gedacht, die im Sommer 1944 in den Tod nach Auschwitz deportiert wurden und von denen nur etwa 150 überlebten. Es sind gerade diese Orte und Verbrechen, die in Deutschland immer noch wenig bekannt sind oder lange Zeit hinter dem Mythos der »sauberen Wehrmacht« verdrängt wurden. Doch ASF-Freiwillige und andere Gedenkinitiativen sind vor Ort aktiv, pflegen die historischen Spuren und vermitteln die Geschichten der Verfolgten und des Widerstandes.

Auch daran wollen wir erinnern. Die historischen Beiträge von Andrea Erkenbrecher und Christhardt Henschel sowie die Bildreihe über einige dieser Orte der damaligen Verbrechen und des heutigen Erinnerns in dieser *Predigthilfe* nehmen Bezug auf jene Ereignisse. Zudem geben wir einige dazu passende Literaturtipps.

Ich danke dem ehrenamtlichen Redaktionsteam um Gabriele Scherle, Marie Hecke, Angelika Obert, Lorenz Wilkens und Matthias Loerbroks sowie allen Autor*innen sehr herzlich für ihre Beiträge und wünsche Ihnen, liebe Leser*innen, ermutigende Anstöße zum Weiterdenken und Handeln.

Herzlich, Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin

Geleitwort

Bischof Dr. Christian Stäblein

Der 27. Januar erinnert an den Tag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau durch die Rote Armee im letzten Jahr des Zweiten Weltkriegs. Wir haben vor Augen die grauenvollen Fotos und Filme aus dem Jahr 1945, die erniedrigten und gequälten Menschen, die Leichenberge. Das unendliche Leiden der Opfer, das der 2005 durch die Vereinten Nationen zum Internationalen Gedenken erklärte Tag dem Vergessen entreißt. In vielen Staaten Europas wird er begangen. Mit der Perikopenrevision wurde er dann – endlich, nach 80 Jahren! – auch in unserem Kirchenjahr sichtbar. So weist er nun ein eigenes liturgisches Formular auf, ebenso wie der 9. November. Viele Gemeinden haben diesen Tag schon lange vorher mit Veranstaltungen und Andachten liturgisch begangen, weil sie zurecht gespürt haben: Daran müssen wir als Kirche erinnern. An die vielen Opfer. Und auch an das eigene Versagen. Unsere Vorfahren im Glauben vermochten mehrheitlich nicht, sich zur Solidarität mit den jüdischen Geschwistern und mit den anderen durch den Holocaust Verfolgten zu bekennen. Sie standen nicht an ihrer Seite.

In der Erkenntnis der Schuld liegt der Anfang von Reue und Umkehr. Das lehrt auch der diesjährige Predigttext aus dem Lukasevangelium. Jesus selbst hat das Versagen des Petrus vorausgesehen. Und auch, dass ihn das bitter reuen würde. Verrat beschädigt die eigene Menschlichkeit. Aus Scham und Verzweiflung allerdings kann etwas Neues entstehen. Wie es nach 1945 auch in Deutschland geschah. Mit der Erneuerung des christlich-jüdischen Dialogs wurde die Jahrtausende währende Geschichte christlicher Judenfeindschaft durchbrochen.

Heute sind wir wieder beschämt, ja oft genug verzweifelt: Über die Wucht des Antisemitismus in unserem Land, nach dem 7. Oktober sogar noch mehr. Es ist schockierend, ja es ist zum Weinen und zum Heulen, wie überwunden geglaubte Vorurteile, Verschwörungstheorien und Hass gegen Israel und gegen Jüdinnen und Juden in Deutschland wieder laut sind, wie sie sich zugleich immer neu tarnen in »Ja abers« und Relativierungen des größten Mordens an Jüdinnen und Juden nach der Shoa. Wieso erhebt sich nicht stärkerer Widerstand aus unseren Reihen? Woher die Zurückhaltung? Nehmen wir nicht wahr, wie mit jedem Jahr die antisemitischen Übergriffe und Gewalttaten bei uns zunehmen? Der Gottesdienst am Holocaustgedenktag könnte ein Ort sein, an dem die christliche Gemeinde sich diesen Fragen aussetzt. Die Verleugnung des Rabbis durch seinen eifrigsten Schüler vor 2.000 Jahren und die mangelnde Solidarität, das fehlende Eingreifen der Menschen christlicher Zivilisation gegenüber antisemitischen Äußerungen und Handlungen

wird durch die Auswahl des Predigttextes zusammengebracht und soll in der Predigt zur Sprache kommen. Ebenso wie der Verrat, die Verschleppung und der Mord von jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern vor 80 Jahren in unserm Land.

Ich bin der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste sehr dankbar für die kluge, sensible Gestaltungs- und Predigthilfe zu diesem Thema. Sie hilft den Gemeinden, aus den Anregungen ihre eigene Andacht für den Holocaust-Gedenktag zusammen zu stellen. Mit Exegese, homiletischen Ideen, Vorlagen für Liturgie und zeitgeschichtlichen Informationen. Danke, ASF, für die zuverlässige und geschätzte Gottesdienstbegleitung Jahr für Jahr! Wie viele wichtige Andachten sind durch diese Predigthilfen über die Jahre schon angestoßen worden. Sie machen auch dieses Jahr Mut, sich dem Thema zu stellen, der Geschichte von Verrat und Schuld nicht auszuweichen, den Opfern Namen und Stimme zu geben. Und die Tränen der Verzweiflung in einen Quell zu verwandeln, der uns stärkt gegen Hartherzigkeit und mangelndes Mitgefühl.

Wer seine Vergangenheit vergisst, findet keine Orientierung im Heute. Wer sich daran erinnert, wohin Antisemitismus im äußersten Fall führen konnte, wird in seinem Leben, an seinem Ort alles tun, damit solches nicht wieder geschieht. Wird jeglicher Judenfeindschaft und allen Generalverdachten entgegentreten, wird laut protestieren, wo immer sie ihm begegnen. Wird ein waches Auge haben, um alle sich anbahnenden Ungerechtigkeiten zu sehen. Und ein empfindliches Ohr, um den Hahn zu hören, bevor er dreimal kräht. Auf vielen unserer Kirchtürme sitzt ein Hahn als Erinnerungszeichen. Er erinnert an den Verrat des Petrus. Er erinnert auch daran, Gottes geliebtem Volk und seinem Gebot die Treue zu halten.

Bischof Dr. Christian Stäblein ist Bischof der *Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz* und Beauftragter des Rates der EKD für Flüchtlingsfragen



Der kleine Ort Kirkenes ganz im Nordosten von Norwegen wurde bei den Kämpfen 1944 und dem Rückzug der deutschen Besatzungstruppen weitgehend zerstört.

FINNMARK, NORWEGEN

Oktober 1944



Ab Ende der 1950er-Jahre arbeiteten die ersten ASF-Freiwilligen vor allem beim Wiederaufbau in Regionen mit, die im Zweiten Weltkrieg durch die NS-Besatzung stark zerstört worden waren, wie hier beim Neubau einer Kirche in Kokelv, Nordnorwegen.

Die Finnmark im Nordosten Norwegens erlitt zu Kriegsende schwerste Zerstörungen. Bei ihrem Rückzug hinterließen die deutschen Truppen 1944 »verbrannte Erde« und zerstörten zahlreiche Wohngebäude, Schulen und Kirchen.

Ab 1959 helfen *Sühnezeichen*-Freiwillige beim Wiederaufbau von sozialen Einrichtungen wie in Borkenes oder einer Kirche in Kokelv. Heute unterstützen ASF-Freiwillige in Hammerfest im *Museum für Wiederaufbau* bei der Vermittlung der Geschichte der NS-Verbrechen und der Nachkriegszeit in der Region.

I. ANSTÖSSE AUS DER BIBLISCHEN TRADITION

LITURGIE

... ging hinaus und weinte bitterlich ...

Lk 22,62

Vorschlag für die liturgische Gestaltung eines Gottesdienstes zum 27. Januar 2024
(oder auch am Sonntag, den 28. Januar 2024)

Lisa Neuhaus/Gabriele Scherle

Musik

Votum

Wir sind zusammen im Namen Gottes:
Treue – Wahrheit – Klarheit.
Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.
Gemeinde: Amen.

Einstimmung

Wir feiern diesen Gottesdienst im Gedenken
an die Opfer des Nationalsozialismus.
Wir gedenken der Ermordung unfassbar vieler Menschen in der Zeit vor
79 Jahren.

Aktualisierung

Unser Gedenken steht heute im Zeichen der Erzählung
von der Verleugnung des Petrus und seiner bitterlichen Reue.
Petrus hat Jesus im Stich gelassen.

Wir haben vollmundig gesagt: »Nie wieder Auschwitz«, »Nie wieder Krieg«.
In welcher Welt sind wir aufgewacht?
Was haben wir versäumt, was unterlassen?
Was nicht gelernt, was haben wir zu bereuen?
Das fragen wir uns in diesem Gottesdienst
zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus.

Lied: Ich steh vor dir mit leeren Händen; EG 382,1+2

Psalm 143: EG 755 (*im Wechsel*)

(Übersetzung: in Anlehnung an die Bibel in gerechter Sprache)

Lebendiger, höre mein Gebet, bemerke mein Flehen.
Antworte mir in deiner Treue, in deiner Gerechtigkeit.
Geh nicht ins Gericht mit mir, ich diene dir,
denn vor dir ist niemand gerecht unter allen, die leben.
Ich erinnere mich an längst vergangene Tage,
denke nach über all dein Tun,
über das Werk deiner Hände sinne ich nach.
Ich breite meine Hände zu dir aus.
Meine Seele gleicht einem Land, das nach dir dürstet.
Schnell, antworte mir, Lebendiger, mein Geist schwindet.
Verbirg dein Angesicht nicht vor mir,
sonst gleiche ich denen, die ins Grab hinabsteigen.
Lass mich am Morgen deine Freundlichkeit spüren –
ja, auf dich vertraue ich.
Lass mich den Weg erkennen, den ich gehen soll –
ja, zu dir erhebe ich meine Seele.
Rette mich vor denen, die mich anfeinden, Lebendiger,
bei dir verstecke ich mich.
Lehre mich, nach deinem Willen zu handeln –
ja, du bist mein Gott!
Dein guter Geist leite mich in ebenes Land.
Um deines Namens willen, Lebendiger, lass mich leben.

Lied als Lobpreis: Sprich du das Wort, das tröstet und befreit; EG 382,3

Kyrie

»Nie wieder Auschwitz«, haben wir gesagt. Wir haben es ernst gemeint.
Wir haben uns um angemessenes Erinnern bemüht.
Manche haben viel dafür gearbeitet.
Wir haben es ernst gemeint. Wir wollten besser sein als unsere Väter und Mütter.
Wir würden nicht wegsehen und schweigen. Und jetzt?
Kyrie eleison, rufen wir. Gott, hab Erbarmen mit uns.

Wir sind ratlos angesichts von so viel offenem Hass
auf jüdische Menschen in unserem Land und dem Hass, der sich auf Israel richtet.
Wir haben unterschätzt, welche Mächte und Gewalten am Werk sind,
denen wir mit Texten, Demonstrationen, Stellungnahmen
und pädagogischer Arbeit so wenig entgegensetzen können.
Kyrie eleison, rufen wir. Gott, hab Erbarmen mit uns.

Wir wissen oft nicht mehr, was wir tun sollen.
Wir wissen manchmal nicht, was wir beten sollen.
Wir leihen uns Worte des jüdischen Gebets und rufen:
Unser Vater, unser König, hab Erbarmen mit uns und höre uns,
denn wir haben nichts vorzuweisen.

*(Avinu malkenu, chanenu vaanenu, ki ein banu massim –
aus der Liturgie zu Jom Kippur)*

Lied: Kyrie eleison; z. B. EG 178,12

Zuspruch/Gloria

Die ihre Missetaten leugnen, denen wird's nicht gelingen;
die sie bekennen und umkehren,
die werden Barmherzigkeit erlangen.
Sprüche 28,13

Lied: Laudate omnes gentes/Lobsingt ihr Völker alle; EG 181,6

Tagesgebet/Kollektengebet

Barmherziger Gott.
Das Licht deiner Wahrheit
weckt aus Verzweiflung,

bringt verborgene Schuld an den Tag,
führt zum Widerspruch
gegen Menschenverachtung und Terror.
Breite unter uns
deine heilsame Klarheit aus.
Durch Jesus Christus, deinen Sohn,
der mit dir und dem Heiligen Geist
lebt und regiert in Ewigkeit. Amen.

Sylvia Bukowski

Lied: Gottes Wort ist wie Licht in der Nacht; EG 572

Lesung: Lk 22,31–34 + 54–62

*(vorgeschlagen als Predigttext für den Tag des Gedenkens an die Opfer des
Nationalsozialismus)*

Jesus sprach: »Simon, Simon, siehe, die satanische Macht hat verlangt,
euch wie Weizen zu sieben. Ich habe für dich gebetet, dass deine Glaubens-
treue nicht aufhöre, und wenn du einmal umgekehrt sein wirst, ermutige du deine
Geschwister!« Er antwortete: »Mein Herr, mit dir bin ich bereit, ins Gefängnis zu
gehen und in den Tod.« Jesus sagte zu ihm: »Ich sage dir, Petrus, der Hahn wird
heute nicht krähen, bis du dreimal geleugnet hast, mich zu kennen.«

Nachdem sie ihn ergriffen hatten, führten sie ihn ab und brachten ihn in das
Haus des Hohenpriesters. Petrus aber folgte von ferne. Als sie im Hof ein Feuer
angezündet und sich zueinandergesetzt hatten, setzte sich Petrus mitten
unter sie. Da sah ihn eine Sklavin beim Feuer sitzen, blickte ihn an und sagte:
»Auch dieser war mit ihm.« Er aber leugnete und sagte: »Frau, ich kenne ihn
nicht.« Und kurz nachher sah ihn ein anderer und sagte: »Auch du bist einer
von ihnen.« Petrus aber sagte: »Mann, ich bin's nicht.« Ungefähr nach einer
Stunde versicherte ein anderer: »In Wahrheit: Auch dieser war mit ihm, denn er
ist ein Galiläer.« Petrus aber sagte: »Mann, ich weiß nicht, was du meinst.« Und
während er noch sprach, krähte ein Hahn. Und der Befreier wandte sich um
und blickte Petrus an. Da erinnerte sich Petrus an die Rede mit großer Autorität,
wie er zu ihm gesagt hatte: »Ehe heute der Hahn kräht, wirst du mich dreimal
verleugnen.« Und er ging hinaus und weinte bitterlich.

(Übersetzung: Bibel in gerechter Sprache)

Glaubenslied

(nach Gerhard Bauer, Melodie EG 184)

1. Wir glauben, Gott ist in der Welt,
der Leben gibt und Treue hält,
Gott fügt das All und trägt die Zeit,
Erbarmen bis in Ewigkeit.
2. Wir glauben, Gott hat ihn erwählt,
den Juden Jesus für die Welt,
der schrie am Kreuz nach seinem Gott,
der sich verbirgt in Not und Tod.
3. Wir glauben, Gottes Schöpfermacht
hat Leben neu ans Licht gebracht,
denn alles, was der Glaube sieht,
spricht seine Sprache, singt sein Lied.
4. Wir glauben, Gott wirkt durch den Geist,
was Jesu Taufe uns verheißt:
Umkehr aus der verwirkten Welt
und Trachten nach Gerechtigkeit.
5. Wir glauben, Gott ruft durch die Schrift,
das Wort, das unser Leben trifft.
Das Abendmahl mit Brot und Wein
lädt Hungrige zur Hoffnung ein.
6. Wenn unser Leben Antwort gibt
darauf, dass Gott die Welt liebt,
wächst Gottes Volk in dieser Zeit,
Erbarmen bis in Ewigkeit.

Predigt (siehe Vorschlag)

Lied

Und suchst du meine Sünde; EG 237 *oder*
Wohl denen, die da wandeln; EG 295

Fürbitten

Wir wenden uns an Gott und beten miteinander und füreinander.

Nach jeder Bitte singen wir gemeinsam das orthodoxe Kyrie; EG 178,9.

Oh Gott, unfassbar viele Tote, die im Nationalsozialismus ermordet worden sind.
Gib du ihnen neues Leben.

Wir rufen zu dir: Kyrie eleison.

Oh Gott, so viele, die verletzt und untröstlich sind in Israel und Gaza.
So viele Jüdinnen und Juden auf der ganzen Welt, die in Angst leben.

Bring du Heilung und schenke allen neue Perspektiven.

Wir rufen zu dir: Kyrie eleison.

Oh Gott, so viel Hass, so viel Ungerechtigkeit,
so viel Unfreiheit überall auf der Welt.

Wir werden nicht allein damit fertig.

Wir rufen zu dir: Kyrie eleison.

Oh Gott, so viele wie wir,
die das Richtige tun wollen und doch ratlos und mutlos sind.

Wir hoffen auf deine Kraft

und rufen zu dir: Kyrie eleison.

Vaterunser

Lied: Verleih uns Frieden gnädiglich; EG 421

Segen

Empfangt den Segen nach der Weise Aarons,
den Gott auf sein Volk zu legen

befohlen und verheißen hat.

(Numeri 6,24–26)

*Wo es möglich ist, kann der Segen zuerst auf Hebräisch gesprochen werden
und dann auf Deutsch.*

Jewarechecha adonaj

we jischmerecha.

Ja'er adonaj panaw alecha

wijchunecha.

Jisa' adonaj panaw alecha
we jasem lecha schalom.

Gott segne dich und behüte dich.

Gott lasse das Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig.

Gott hebe das Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.

Musik

Lisa Neuhaus ist Pfarrerin i. R. und **Gabriele Scherle** ist Pröpstin i. R. und Mitglied des ASF-Vorstandes, beide sind aus der *Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau*, Frankfurt am Main.

Epistel

Aufstehen gegen Terror, Hass und Antisemitismus – in Solidarität und Mitgefühl mit Israel

Annette Kurschus

(...) mein Herz ist wie zerschmolzenes Wachs. Mein Herz schmilzt vor Trauer und brennt vor Zorn. Und die Zunge klebt mir am Gaumen, wenn ich rede. Denn anmaßend schmeckt jedes Wort, das vorgibt zu verstehen und nachzufühlen. Und jedes Beteuern von Solidarität kommt mir seltsam abgestanden und abgeschmackt vor.

(...) auch wenn es keine Worte gibt, wäre es falsch zu schweigen. Was ich sehe, zerreißt mir das Herz. Und es muss immer und immer wieder ausgesprochen sein: Wir sind solidarisch mit Israel. Wir sind solidarisch mit Euch, den Jüdinnen und Juden hier in Deutschland. Es beschämt mich, es macht mich traurig, wenn ich höre, wie Jüdinnen und Juden sagen: »Hier in Deutschland bin ich nicht sicher, und jetzt ist mir auch noch meine Heimstätte Israel genommen.« Ihr sollt wissen, und ich sage das laut: Die evangelische Kirche steht an Eurer Seite!

Zugleich sage ich kleinlaut: Antisemitismus hat seine Wurzeln nicht bei den anderen. Er blüht nicht nur in kleinen extremen Gruppen. Er kommt aus unserer christlichen Geschichte, er keimt in unserer Mitte.

Antisemiten sind auch unter unseren Kirchenmitgliedern. Das ist weder schicksalhaft noch gottgegeben. Wir haben es nicht ernst genug genommen. Es lässt sich verändern. Wir werden weiter dagegen arbeiten. Unbedingt.

(...) Es gibt kein Vertun: Massenmord ist Gottlosigkeit! Antisemitismus ist Gotteslästerung! Es gibt keine Rechtfertigung für Judenhass. (...) Jedes »Ja, aber« verharmlost.

Auszüge aus der Rede der damaligen Präses und EKD-Ratsvorsitzenden Dr. h. c. Annette Kurschus auf der Kundgebung am 22. Oktober 2023 am Brandenburger Tor, nach dem mörderischen Überfall der Hamas auf Israel. Der volle Wortlaut findet sich hier:
www.ekd.de/kurschus-rede-kundgebung-solidaritaet-israel-81145.htm

Bitter

Zu Lk 22,(31–34)54–62

Matthias Loerbroks

- 31 Simon, Simon, siehe, der Satan hat sich ausgebeten, euch zu sieben wie den Weizen.
- 32 Ich aber habe im Blick auf dich begehrt, dass deine Treue nicht schwindet. Und wenn du dich dann umwendest, mach deine Brüder fest.
- 33 Er aber sprach zu ihm: Herr, mit dir bin ich bereit, ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.
- 34 Er aber sprach: Petrus, ich sage dir: Es kräht heute kein Hahn, ehe du dreimal geleugnet hast, mich zu kennen.
- 54 Sie nahmen ihn fest, führten ihn ab und führten ihn in das Haus des Hohenpriesters. Petrus aber folgte von ferne.
- 55 Sie zündeten ein Feuer an mitten im Hof und setzten sich zusammen; und Petrus setzte sich mitten unter sie.
- 56 Da sah ihn eine Magd, als er gegen das Licht saß, sah ihn unverwandt an und sprach: Der war auch mit ihm.
- 57 Er aber leugnete und sprach: Frau, ich kenne ihn nicht.
- 58 Und kurz darauf sah ihn ein anderer und sagte: Du bist auch einer von denen. Petrus aber sprach: Mensch, ich bin's nicht.
- 59 Und nach etwa einer Stunde bekräftigte es ein anderer und sprach: Wahrhaftig, dieser war auch mit ihm; denn er ist auch ein Galiläer.
- 60 Petrus aber sprach: Mensch, ich weiß nicht, was du sagst. Und auf der Stelle, noch während er redete, krähte ein Hahn.
- 61 Und der Herr wandte sich um und blickte Petrus an. Und Petrus dachte an das Wort des Herrn, wie er zu ihm gesagt hatte: Ehe heute ein Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.
- 62 Und er ging hinaus und weinte bitterlich.

Es wurde geweint in Deutschland, bitterlich geweint. Viele Tote waren zu beklagen – gefallene Ehemänner, Väter, Söhne, Brüder, Freunde, Verwandte, von Bomben Getötete fast überall. Auch der Verlust schöner Städte und großer Teile des Landes war Grund zum Weinen. Geweint wurde gewiss schon im Krieg, da freilich in privaten Räumen, denn offiziell wurden die Toten »mit stolzer Trauer«¹ annonciert. Geweint wurde auch nach dem Krieg, doch schon bald mischten sich in die Trauer um die

Toten Groll, Gekränktheit, Ressentiment, Zorn auf die Besatzungsmächte. Vom bitteren Weinen blieb zunehmend nur die Bitterkeit: Verbitterung und Erbitterung.

Theophil Wurm, württembergischer Landesbischof und Ratsvorsitzender der EKD, schrieb 1948, »dass es ein Unglück ist, wenn die Besatzungsmächte emigrierten Juden das Heft in die Hand gegeben haben, um ihre begreiflichen Rachegefühle abzureagieren«. Der Massenmord am jüdischen Volk hat kirchliche Irrlehren nicht erschüttert: Jüdisch ist Rache – Liebe ist christlich. Das zeigt sich auch in unseren Tagen: Die Kämpfe der israelischen Armee dafür, die Macht der Hamas auf Dauer zu zerstören, werden in unseren Nachrichten fast ausnahmslos und mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit als Vergeltungsschläge bezeichnet.

Von Petrus heißt es: Er ging hinaus und weinte bitterlich. Er weinte aus tiefer Reue, bereute sein Versagen. Gab es solche Tränen der Reue, der Scham in Deutschland nach dem Krieg?

Mitte der 1960er-Jahre haben die Psychoanalytiker*innen Margarete und Alexander Mitscherlich bei den Deutschen eine Unfähigkeit zu trauern diagnostiziert. Sie beschrieben die Begeisterung vieler, der meisten von ihnen für die Nationalsozialisten als eine massenhafte Verliebtheit in den Führer. Und die war eine Liebe zu sich selbst. Hitler hatte versprochen, Deutschland wieder groß zu machen und damit die Deutschen. Die Niederlage entzog dieser Selbstliebe die Grundlage, war eine tiefe narzisstische Kränkung. Und die erschwerte die Trauer auch um die eigenen Toten, erst recht die Einfühlung in die Opfer des Nationalsozialismus. Solche Einfühlung hätte der schmerzhaften, schamvollen Einsicht bedurft, in heller Begeisterung und heißer Liebe einer Mörderbande verfallen gewesen zu sein und bei deren Verbrechen mitgetan zu haben. Das ließ sich leugnen, verdrängen, wegschieben in jenem Groll auf die Alliierten – auf ihre Bemühungen um *reeducation* und um Entnazifizierung: die Fragebögen, die Spruchkammern; der Bombenkrieg sollte beweisen: die sind auch nicht besser; die Nürnberger Prozesse waren für die meisten nicht augenöffnend für das Ausmaß der Verbrechen, sondern galten als Siegerjustiz. Groll auch gegen die Insassen der DP-Lager und gegen die, die, den Nazis entflohen, im Exil überlebt hatten. Und Melancholie, Depression, sonst oft Folge narzisstischer Kränkungen, ließ sich abwehren durch verbissene Anstrengungen beim Wiederaufbau der Wirtschaft.

Petrus ging hinaus und weinte bitterlich.

Er war Jesus nachgefolgt, im Unterschied zu den anderen Jüngern, wenn auch von ferne. Wer mir nachfolgt, hatte Jesus gesagt, verleugne sich selbst. Petrus aber verleugnete seinen Herrn. Wer mich verleugnet vor den Menschen, auch das hatte Jesus gesagt, wird verleugnet werden vor den Engeln.

Die, die Jesus festgenommen und zum Hohenpriester gebracht haben, zünden ein Feuer an mitten im Hof. Es ist Nacht und es ist kalt. Das Feuer wärmt, und die Gemeinschaft wärmt auch: Sie setzen sich zusammen. Petrus setzt sich dazu, will zu dieser Lagerfeuergemeinschaft gehören, sitzt in ihrer Mitte. Das Feuer aber gibt nicht nur Wärme, es gibt auch Licht. Eine Magd sieht sich Petrus genau an, der vom Feuer hell beleuchtet wird, sieht ihn unverwandt, unerbittlich an und sagt schließlich: Der war auch mit ihm. Petrus leugnet. Ein anderer spricht ihn direkt an, sagt nicht »Der«, sondern »Du«: Du bist auch einer von denen. Du sitzt zwar mitten unter uns, aber du gehörst nicht zu uns, sondern zu denen, zu den anderen. Wieder leugnet Petrus. Ein Dritter bekräftigt die Anschuldigung, redet wieder in dritter Person von Petrus, spricht auch nicht mehr von denen, sondern wieder von ihm, von Jesus, sagt wie zuvor die Magd: Der war auch mit ihm. Und Petrus leugnet zum dritten Mal.

Er leugnet seine Gemeinschaft mit ihm. Mit ihm, der da in Sicht-, wahrscheinlich auch Hörweite gedemütigt, gequält, verhöhnt wird, will er nichts zu tun haben; den kennt er gar nicht. Der ist ihm ganz fremd. Er möchte zu denen gehören, in deren Mitte er jetzt sitzt, zieht die Gemeinschaft derer, die da zusammensitzen, die Gemeinschaft der Sicherer der Gemeinschaft mit ihm, dem Bedrohten, dem Gescheiterten, vor. Er schämt sich seiner Verbindung mit ihm, seiner Bindung an ihn. Jesus aber hat auch angekündigt: Wer sich meiner schämt, dessen wird sich auch der Menschensohn schämen, wenn er kommt.

Christ*innen und Kirchen haben sich ihrer Verbindung mit den Juden geschämt, ihrer Bindung an den Juden Jesus und an den Gott Israels. Sie wollten zur Volksgemeinschaft gehören, wollten vermeiden, dass auch ihnen signalisiert wurde: Ihr gehört nicht dazu. Sondern zu denen, zu den anderen. Zu den Juden. Sie wollten verhindern, dass es auch von ihnen hieß, was den Juden stets unterstellt wurde: national nicht ganz zuverlässig zu sein, eine doppelte, also zwiespältige Loyalität zu pflegen, nämlich: nicht nur Bürger ihrer Länder zu sein, sondern zugleich nicht jüdische Untertan*innen des Königs der Juden, Anhänger und Anbeter des Gottes eines anderen Volks. Viel theologische Arbeit wurde getan, um das Christliche abzugrenzen von allem Jüdischen; Evangelium ist das, was nicht Gesetz ist. Der immer wieder erhobenen Forderung, die jüdische Bibel aus der christlichen zu entfernen, wurde zwar offiziell nie entsprochen, faktisch aber galt das Alte Testament als veraltet, durch das Neue überboten, überwunden; zudem sei es nur mithilfe des Neuen überhaupt recht zu deuten – bei vielen Christen ist das auch heute so. Doch die Christen wurden angesprochen auf ihre Verbindung zu den Juden, ihre Bindung an Gott und sein Volk, ihre Treue zu ihrem Herrn. Und sie leugneten.

Als Petrus noch redet, als er zum dritten Mal leugnet, kräht ein Hahn. Jesus hat angekündigt, dass Petrus ihn noch vor dem Morgengrauen, vor dem ersten Hahnenschrei dreimal verleugnen werde. Zuvor aber hatte er davon gesprochen, der Satan habe vor, die Jünger zu sieben, nahrhaftes Korn von der Spreu zu trennen, hatte aber diesem Ansinnen seinen eigenen Wunsch entgegengesetzt, Petrus möge ihm die Treue halten. Nun hat sich Petrus als Spreu erwiesen, die der Wind verweht. Jesus hatte das vorausgesehen, seinem gegenteiligen Wunsch zum Trotz. Bei seiner Rede von der trennscharfen Prüfungstätigkeit des Satans hatte er Petrus bei seinem Geburtsnamen Simon angesprochen, bei der Ankündigung der Verleugnung aber Petrus genannt: Fels. Er scheint das Leugnen, den Verrat für ein Wesensmerkmal seiner Kirche zu halten. Das ist beunruhigend, das ist bitter auch für uns. Die Hähne auf vielen Kirchtürmen, die ihre Richtung ändern, wenn der Wind sich dreht, erinnern uns daran, sind Mahnung und Warnung.

Nun, da Petrus sich an das Wort seines Herrn erinnert, kann er nicht länger mitten in der Runde, mitten in der wärmenden Gemeinschaft bleiben. Er geht hinaus. Und weint bitterlich. Er schämt sich, sich geschämt zu haben. Es ist ihm bitter leid.

Es war nicht nur der Hahn, der Petrus an die Worte Jesu erinnerte. Es war Jesus selbst. Er hatte Petrus zwar angekündigt, dass der sich umwenden werde, doch zunächst wandte er selbst sich um: Er blickte Petrus an.

Hat Jesus auch uns, seine Kirche angeblickt, vor und nach 1945? Ja. Einige seiner Jüngerinnen und Jünger hat sein Blick getroffen. Sie haben sich geschämt, bitter bereut. Und sich umgewandt. Viele aber sind seinem Blick ausgewichen. Sie redeten und machten weiter, als wäre nichts geschehen.

Nun hat uns Jesus wieder in den Blick genommen – fragend, ob wir ihn und seine Geschwister erneut verleugnen; flehend, dass unsere Treue nicht schwindet. Am 7. Oktober letzten Jahres ist Entsetzliches geschehen. Massenmörder haben Israel überfallen, Familien in ihrem Zuhause, Jugendliche auf einem Musikfestival. Viele wurden bestialisch gequält und umgebracht, viele wurden verschleppt. Weil sie Juden waren. Mit ihren Taten und ihren Worten haben die Mörder klargemacht: Das Land vom Fluss bis zum Meer soll judenfrei sein. Und morgen die ganze Welt. Juden soll es nicht mehr geben. Die Täter haben ihre Taten weltweit verbreitet, voll Freude und

Stolz sich beim Morden, Brennen und Vergewaltigen gefilmt, Frauen johlend als Trophäen präsentiert. Auch auf den Straßen Berlins wurden die Morde bejubelt, die Hamas als antikoloniale Befreiungskämpfer gefeiert.

Viele waren entsetzt – über die Taten selbst und über die, die sie feierten. Doch der Wind hat sich rasch gedreht. Schon bald, sehr bald hieß es, auch in Kirchengemeinden, man verurteile die Gewalt beider Seiten und Krieg sei immer eine Niederlage und man müsse auch die andere Seite, müsse auch den Kontext sehen; die Morde am 7. Oktober seien schließlich nicht aus einem luftleeren Raum gekommen – was heißen soll: Die Mörder hatten gute Gründe.

Für diejenigen unter uns, die sich umgewandt haben, abgewandt von den Irrlehren und Irrwegen der Kirche und den Juden zugewandt, kommt es nun darauf an, unsere Brüder und Schwestern fest zu machen, zu stärken. Zunächst und vor allem unsere jüdischen Geschwister zu bestärken: sie zu besuchen, anzurufen, Kontakt mit ihnen zu halten, Anteil zu nehmen, ihnen zu zeigen, dass sie nicht allein sind. Dazu gehört, denen zu widersprechen und zu widerstehen, die Israel erneut verraten, verleumden oder seinen Ruf verderben. Es ist unsere Sache, Israel zu entschuldigen, Gutes von ihm zu reden und alles zum Besten zu kehren.

Es kommt aber auch darauf an, unsere christlichen Geschwister fest zu machen, die wanken und schwanken; die mit den Juden solidarisch sind, sofern – und solange – sie Opfer sind, verfolgt und ermordet werden, ihnen ihre Solidarität aber sofort entziehen, wenn sie sich wehren, noch dazu mit Waffengewalt. Da müssen wir unsererseits krähen.

Es kommt gewiss auch darauf an, dessen innezuwerden und nicht zu vergessen, dass der Wunsch, Juden soll es nicht mehr geben, im Schoß der Kirche ausgebrütet wurde. Doch die tiefe Scham, die bittere Reue darüber dürfen nicht nur Affekt und Gefühl bleiben. Sie müssen tätig werden.

Amen.

Dr. Matthias Loerbroks ist Pfarrer i. R., Mitglied der AG Theologie bei ASF und der Redaktion der *ASF-Predigthilfe*.

Predigen im christlich-jüdischen Kontext

Predigtpreis – Einreichungen bis zum 31. Januar 2024!

Zum ersten Mal schreibt die AG *jüdisch & christlich* beim Deutschen Evangelischen Kirchentag in Kooperation mit der Universität Leipzig einen Predigtpreis im christlich-jüdischen Kontext aus. Haupt- wie ehrenamtliche Prediger*innen und Studierende sind dazu aufgerufen.

Wir tun dies in einer Zeit nach dem 7. Oktober 2023, in der viele um Worte ringen und nach Sprache suchen.

Die ausgezeichnete Predigt wird im Rahmen eines Festaktes in Berlin mit einem Preisgeld von 500 Euro bedacht.

Mehr Informationen: www.asf-ev.de/ausschreibung-zum-predigtpreis

#beziehungsweise: jüdisch und christlich

Neue Auflage Frühjahr 2024

»Näher als Du denkst« war der Untertitel der bundesweiten ökumenischen Kampagne *#beziehungsweise: jüdisch und christlich*, die mit Plakaten, Veranstaltungen und informativen Texten über die Gemeinsamkeiten und Verbindungen von Judentum und Christentum aufgeklärt hat. Voraussichtlich im Frühjahr 2024 wird die Kampagne in eine neue Runde gehen: im Fokus stehen diesmal die Jahreszeiten und damit verbunden einige der jüdischen und christlichen Feste. Die neue Kampagne nimmt die Frage unserer Schöpfungsverantwortung in den Blick und eröffnet Perspektiven auf die gemeinsame Verantwortung und die gemeinsamen Möglichkeiten der Weltgestaltung.

Auch hier heißt es wieder: jüdisch und christlich: näher als Du denkst.

Mehr Informationen ab Frühjahr auf www.asf-ev.de

II. ASF-FREIWILLIGE BERICHTEN

Juristisches Versagen, menschliche Annäherung vor Ort

ASF-Sommerlager in der Toskana auf den verdrängten Spuren von Widerstand und NS-Verbrechen

»Sommer, Sonne, Antifaschismus« – malerische Orte in der sommerlichen Toskana, aber auch die Erinnerung an grausame NS-Verbrechen und den entschlossenen Widerstand. All das sind die Eindrücke unseres Sommerlagers.

Unser Projekt fand bereits zum dritten Mal am Montemaggio und in Sant'Anna di Stazzema statt. Der Montemaggio liegt im Gebirge südlich von Florenz, Sant'Anna di Stazzema rund 100 Kilometer weiter nördlich bei Lucca nahe der Mittelmeerküste. Beide Orte verbindet wie viele weitere Plätze der Region die Geschichte der deutschen NS-Besatzung und des antifaschistischen Widerstandes. Was gerade für viele deutsche Besucher*innen nur eine Feriengegend voller Postkartenmotive ist, entpuppt sich als ambivalente Erinnerungslandschaft, auch wenn sie sich oft erst auf den zweiten Blick zeigt – nur etwas abseits der Touristenpfade finden sich die Spuren und erzählen Zeitzeug*innen, wenn man sich denn auf die Suche macht und zuhören möchte.

Nicht nur Ferienregion, sondern ambivalente Erinnerungslandschaft

Unsere Gruppe aus Italien, Österreich und Deutschland übernachtete in der *Casa Giubileo*, einem alten zur Jugendherberge ausgebauten Bauernhof am Montemaggio. Hier suchten 19 junge Partisanen 1944 Zuflucht. Sie selbst waren vor der Zwangsrekrutierung für die faschistischen Truppen in die Berge geflohen und hatten sich der Partisanenbewegung angeschlossen. Nach verschiedenen Widerstandsaktionen hatten sie einen deutschen und italienischen Offizier als Geiseln



genommen, um sie gegen politische Häftlinge freizutauschen. Doch sie wurden umzingelt. Die meisten ergaben sich gegen das Versprechen, am Leben zu bleiben, andere flüchteten. Noch am gleichen Tag wurden die gefangen genommenen Partisanen erschossen.

Als Zeichen unserer konkreten Solidarität übernahmen wir kleinere Restaurierungsarbeiten an der *Casa Giubileo* und schliffen Fenster ab. Zudem pflegten wir die Grabstätten der erschossenen Partisanen. In Zeitzeugengesprächen und Seminarseinheiten erfuhren wir mehr über die ambivalente Geschichte des faschistischen Regimes und des Partisanenwiderstandes. Mit der Künstlerin Irene Lupi, die in der Region lebt und zur Erinnerungskultur arbeitet, setzten wir uns dann künstlerisch mit diesem historischen Ort und seiner Geschichte auseinander.

Besonders eindrucksvoll war unser Weg nach »Porcareccia«, einer nahe gelegenen ehemaligen Schweinefarm. Hier wurden die Partisanen erschossen. Die meisten ruhen neben der Partisanenkapelle auf dem Friedhof von Colle Bassa. Irene Lupi las uns aus den Erinnerungen Vittorio Meonis vor, des einzigen Überlebenden. An diesem Ort wurde all das, was wir zuvor nur in einem breiteren historischen Kontext erfahren hatten, in seiner Grausamkeit spürbar. Die jungen Partisanen selbst waren an diesem Tag selbst kaum älter als die meisten unserer Teilnehmer*innen. Nach einer längeren Reflexion begannen wir mit der praktischen Arbeit und befreiten das Denkmal von Schmutz und Flechten. Dabei kamen wir mit mehreren italienischen Jugendlichen, die diesen Platz vor allem zum heimlichen Rauchen im



Wald benutzten, ins Gespräch. Sie erzählten dann auch von den Erzählungen und Erinnerungen an diese Zeit, auch wenn sie trotz mehrerer Erklärversuche nicht so ganz verstehen konnten, was wir da taten.

Das zerrissene Erinnern nach dem Krieg

In einem berührenden Zeitzeugengespräch mit einem ehemaligen Partisanen lernten wir nicht nur mehr über die Zeit im Widerstand, sondern vor allem auch über den schwierigen Prozess der Versöhnung nach dem Krieg. Italien war damals zerrissen und die Erinnerung blieb umstritten. Häufig kam es vor, dass aus demselben kleinen Dorf die eine Hälfte für die Faschisten und Deutschen gekämpft hatte, während sich andere den Partisanen angeschlossen hatten. Dennoch mussten beide Gruppen nach dem Krieg wieder miteinander leben und auskommen. Am Abend diskutierten wir noch hitzig miteinander, wie unsere Herkunft und Sozialisation unsere unterschiedlichen Geschichtsnarrative prägen. Wir waren unterschiedlich alt und verschieden geprägt, unsere unterschiedlichen Perspektiven führten zu einem spannenden Austausch, den wir am nächsten Tag mit der italienischen Partnerorganisation ANPI fortführten. Sie engagiert sich für die Vermittlung der Partisanengeschichte an Jugendliche, aber auch für antirassistische Projekte heute. Wir diskutierten sehr viel über neue rechte Strömungen in Deutschland und Italien.

Wir konnten uns nur schwer von diesem Ort trennen, um nach Sant'Anna di Stazzema aufzubrechen. Hier verübte die deutsche Waffen-SS am Morgen des

12. August 1944 ein furchtbares Massaker und ermordete etwa 560 Menschen. Eigentlich ist Sant'Anna ein sehr idyllisches Bergdorf, mit mehreren kleinen Höfen, das auf fast 600 Metern Höhe liegt, doch schon beim Hochfahren lag eine sehr gespenstische Stimmung über dem Ort. Heute lebt dort kaum einer mehr, nur ein kleines Wirtshaus, ein Museum und die Gedenkstätte erinnern an das Geschehene, die restlichen Häuser wurden abgebrannt oder stehen bis heute leer.

Juristisches Versagen, menschliche Annäherung vor Ort

Zusammen mit einer Historikerin, die sich seit den 1990er-Jahren für die Aufarbeitung dieses Massakers einsetzt, lernten wir Enrico Pieri, einen der wenigen Überlebenden kennen. Als Zehnjähriger verlor er seine ganze Familie. Er führte uns über das Gelände und erzählte uns sehr berührend von jenem Morgen, als sein Heimatdorf völlig ausgelöscht wurde, aber auch von seinem Kampf um Anerkennung als Erinnerungsort, seinem Brief an den Bundespräsidenten und dem Versuch der juristischen Verfolgung der noch lebenden Täter, nachdem in Rom Akten in einem »Giftschrank« aufgetaucht waren. Emotional war das wohl der anstrengendste Tag unseres Sommerlagers, bei all dem Unverständnis über das Versagen der deutschen Justiz, dass die Täter so häufig einfach davonkommen konnten, während der Ort und die Hinterbliebenen lange Zeit vergessen wurden. Doch Enrico schaffte es, eindrücklich zu vermitteln, warum diese Auseinandersetzung so wichtig ist und er Sant'Anna als Mahnmal für ein geeintes Europa und Plädoyer für eine pluralistische, demokratische Gesellschaft versteht.

ASF-Sommerlager fanden von 2014 bis 2016 am Montemaggio und in Sant'Anna di Stazzema statt.

MONTEMAGGIO/SANT'ANNA DI STAZZEMA, ITALIEN

28. März 1944/12. August 1944

19 junge Partisanen wurden durch faschistische italienische Truppen in der Gegend von Porcareccia an den Hängen des Montemaggio in der Provinz Siena erschossen. Sie waren untergetaucht, um sich der Wehrpflicht zu entziehen, und hatten sich Partisanengruppen angeschlossen. In einem Bauernhaus hielten sie sich mit mehreren Soldaten versteckt, die sie als Geiseln gegen inhaftierte Widerstandskämpfer*innen austauschen wollten. Sie wurden eingekreist und anschließend hingerichtet. Nur ein Überlebender konnte fliehen. Das Bauernhaus beherbergt heute eine Begegnungsstätte, die *Casa Giubileo*.



Die *Casa Giubileo* am Montemaggio diente den Partisanen als Zufluchtsort. Heute ist sie eine Begegnungsstätte.



Die über die Hügel verstreuten Weiler von Sant'Anna di Stazzema heute. Die zerstörten Ortsteile wurden nur zum Teil wiederaufgebaut.

Im Dorf Sant'Anna di Stazzema in der Toskana ermordeten SS-Truppen im Sommer 1944 bis zu 560 Menschen, darunter circa 130 Kinder. In der Umgebung waren Partisanengruppen aktiv und die deutschen Besatzer ordneten vor ihrem Rückzug vor den Alliierten die Räumung des Dorfes an, was die Dorfgemeinschaft verweigerte. Die SS erschoss wahllos Zivilist*innen, verbrannte die Leichen und plünderte die Häuser. Der Ort wurde nur teilweise wiederaufgebaut. Die Täter wurden lange Zeit mit Rücksicht auf den deutschen NATO-Beitritt nicht verfolgt. Später lieferte Deutschland verurteilte Täter nicht aus. Im Ort gibt es mehrere Gedenk- und Begegnungsinitiativen.

»Oradour berührt – und betrifft uns alle«

Freiwillige über das ambivalente Erinnern am Ort des NS-Massakers im französischen Oradour zwischen hoher Politik und eindrücklichen Begegnungen zwischen den Ruinen

Judith Kaack

Das *Centre de la mémoire d'Oradour* ist selbst für Neuankömmlinge schwer zu übersehen. Ein eindrucksvoller und außergewöhnlicher, deswegen auch ziemlich schwer zu beschreibender Bau, der sich in die Landschaft einfügt. Er liegt bewusst direkt am Ortseingang des neuen Oradours, des Ortsteils, der nach der Zerstörung des alten Dorfes komplett neu errichtet wurde.

Die Gedenkstätte ist seit ihrer Errichtung 1999 der einzige Zugangspunkt zum »Village Martyr«. Das ist das Ruinendorf, das nach dem Massaker zurückblieb und seitdem ummauert in dem damaligen Zustand als Zeitzeugnis erhalten ist. Der Zugang über die Gedenkstätte soll die Besucher*innen dazu anhalten, sich nicht nur die Ruinen anzusehen, sondern sich auch mit den geschichtlichen Ereignissen auseinanderzusetzen, da in dem Dorf selber, bis auf die Markierung der Exekutionsorte, keinerlei Informationen gegeben werden.

Verschiedene Gedenkorte und unterschiedliche Perspektiven

Dies ist auf eine recht verflochtene Eigentums- und Interessenlage zurückzuführen, da das Ruinendorf selbst vom französischen Staat zum historischen Denkmal deklariert wurde und somit dessen Eigentum ist, die Gedenkstätte allerdings dem Département Haute-Vienne gehört. Hinzu kommt noch der ANFMOG, der Verein der Familien der in Oradour getöteten Menschen, der seine eigene Interessenlage einbringt. So kommt es auch, dass es in Oradour mehrere Gedenkstätten gibt.

Der französische Staat begnadigte jene wenigen verurteilten Täter nach den Prozessen von Bordeaux im Jahr 1953. Weil die allermeisten deutschen Hauptverantwortlichen in Deutschland sicher vor der Auslieferung und einem Prozess waren, konnten zunächst nur die elsässischen Soldaten verurteilt werden, die unter der deutschen NS-Besatzung zwangsverpflichtet worden waren, auf der deutschen Seite zu kämpfen. Die Verurteilung führte zu großen Protesten im Elsass und der späteren Amnestie. Seitdem erkennen die Opferfamilien die staatliche Gedenkstätte nicht mehr an und errichteten ihren eigenen Ort des Gedenkens. Das zeigt, wie ambivalent bis heute das Erinnern an diesem Ort und in Frankreich geblieben ist.



Das »alte Oradour« blieb seit dem Massaker 1944 zum Gedenken weitgehend unverändert. Für die Überlebenden wurde ein neuer Ortsteil aufgebaut.

Meine Freiwilligenarbeit ist sehr vielschichtig, es gibt sowohl täglich wiederkehrende als auch immer wieder wechselnde Aufgaben. Am Anfang habe ich mich ausführlich mit der Geschichte Oradours auseinandergesetzt. Ich habe die Ausstellung studiert, mich mit Kolleg*innen unterhalten und an vielen Führungen vor Schulklassen sowie an Seminaren zur Erinnerungskultur in der Nachkriegszeit teilgenommen. Und ich hab mich in der kleinen Bibliothek der Gedenkstätte tief ins Thema eingelesen.

Mit einer Kollegin habe ich mich dann darangemacht, ein Projekt meiner Vorgängerin auf der Stelle der ASF-Freiwilligen fortzuführen. Auf eigene Initiative hatte sie eine alte temporäre Ausstellung überarbeitet und durch die Übersetzung der Ausstellungstexte ins Deutsche zu einer Wanderausstellung für deutsche Bildungsstätten umgestaltet, mit dem Ziel, dass das Massaker von Oradour auch in Deutschland mehr Bekanntheit erlangt. Wir mussten noch viele Formalitäten überprüfen und überarbeiten sowie eine Stadtkarte von Oradour in Auftrag geben. Eine weitere Aufgabe ist nun auch der Kontakt zu den potenziellen deutschen Ausstellungsorten, da ich eine der wenigen in der Gedenkstätte bin, die Deutsch sprechen.

Ida Magdalena Sophie Forbriger

Vor meinem Freiwilligendienst habe ich viel darüber nachgedacht, wie ich von den Menschen hier empfangen werde, wenn ich erzähle, dass ich in Oradour arbeite. Die unzureichende Aufarbeitung und fehlende Schuldeingeständnisse von deutscher Seite haben dafür gesorgt, dass viele Wunden über lange Zeit nicht verheilen konnten.

Tatsache ist: »Oradour« berührt

Wenn ich nun hier erzähle, dass ich in Oradour arbeite, ist sofort die Basis für ein Gespräch gegeben – die meisten Menschen in der Region verbindet persönlich etwas mit diesem Ort. Viel Wohlwollen gegenüber meiner Arbeit im *Centre de la mémoire* habe ich bis jetzt erfahren – statt der Ablehnung, die ich zuvor an mancher Stelle vermutet hatte.

Das *Centre de la mémoire* arbeitet unter anderem auch mit dem Landeskriminalamt Nordrhein-Westfalen und verschiedenen Anwält*innen zusammen, die sich darum bemühen, dass Prozesse gegen die noch lebenden SS-Männer, die in Oradour waren, angestrengt werden. In der Geschichte Oradours ist die Verurteilung der Haupttäter ein ganz wunder Punkt – da ging es beispielsweise um Männer aus dem Elsass, die zur SS zwangsrekrutiert worden waren, und die Weigerung der Bundesrepublik, den Generalleutnant der SS, Heinz Lammerding, nach seiner Verurteilung (ob die Verurteilung zum Tode nun »gerecht« war oder nicht) an Frankreich auszuliefern. Viele offene Wunden gibt es noch in Oradour und ich selbst habe die Thematik auch noch nicht ganz durchdrungen.

Anfang Dezember 2014 beschloss das Landgericht Köln, den Prozess gegen den Angeklagten Werner C., der als SS-Mann in Oradour war, nicht zu eröffnen. Diese Entscheidung hatte viele verschiedene Gründe und die Frage, ob »es heute noch Sinn macht«, nach Naziverbrechern zu fahnden, führt zu sehr kontroversen Diskussionen.

Ich sehe es aber nicht allein als unsere Aufgabe, Nazis »von früher« vor Gericht zu ziehen, sondern auch gegen Revisionismus und die Leugnung der Shoah und anderer Verbrechen gegen die Menschlichkeit heute zu kämpfen. Denn diese sind leider verbreitet: Oradour ist Thema zahlreicher revisionistischer oder die Verbrechen leugnender Publikationen.

In der Geschichte von Oradour und auch für die Arbeit des *Centre de la mémoire* spielt ein Mann eine ganz besondere Rolle: Robert Hébras, ein Überlebender des Massakers. Er verstarb nach meiner Freiwilligenzeit im Alter von 97 Jahren Anfang 2023.

Jeder oder jede Überlebende geht anders mit dem Erlebten um. Manche öffnen sich der Presse, schreiben Bücher, halten Vorträge; andere verschließen sich selbst ihrer Familie. Für Monsieur Hébras war der Prozess gegen den SS-Mann Heinz Barth 1983 in der DDR der Anlass, an die Öffentlichkeit zu gehen.

Heute gibt der 89-Jährige viele Zeitzeugeninterviews, zum Beispiel für Schüler. Und, ja, er tritt vor die Presse, nimmt an Gedenkfeiern teil und schreibt Bücher.

Zwei ganz unterschiedliche Begegnungen und die Ambivalenz des Erinnerns

Von zwei ganz unterschiedlichen Begegnungen mit Monsieur Hébras möchte ich erzählen.

Das erste Mal führte er eine kleine Gruppe von Besucher*innen durch das »Village Martyr«. Er berichtete mit einer unglaublichen Einfachheit und Klarheit von den schrecklichen Stunden am 10. Juni 1944 – aber auch vom alltäglichen Leben in Oradour, davon, dass der Krieg für viele Menschen im Ort weit entfernt war. Die Bescheidenheit seiner Erzählungen, die jeden Pathos entbehrten, machten diese umso berührender und viel fassbarer für mich.

Monsieur Hébras habe ich an diesem Tag als sehr sympathischen Gesprächspartner und vor allem als starke Persönlichkeit kennengelernt.

Das zweite Treffen mit ihm fand in einem vollkommen anderen Rahmen statt. Ich und der Freiwillige der Shoah-Forschungsstätte *Yahad-in-Unum* wurden von der deutschen Botschaft zu einem »déjeuner-débat«, einem Mittagessen mit Diskussionen, eingeladen. Die Botschafterin hatte außerdem verschiedene Herren, die alle in irgendeiner Art und Weise sich mit Oradour beschäftigen, eingeladen sowie »deutsche und französische Jugendliche«. Während des »débat« wurden große Worte geschwungen, klangvolle Phrasen wie von der »amitié franco-allemande« (der deutsch-französischen Freundschaft) und den »héros« (Helden). Monsieur Hébras, den ich als souveräne Persönlichkeit kennengelernt hatte, wurde immer wieder das Wort von seinem Sitznachbarn aus dem Mund genommen, der für die Sicht von Monsieur Hébras in der dritten Person sprach.

Was ich mitgenommen habe von meinem »déplacement« (Dienstreise) nach Paris?

»Oradour« ist in all den Jahrzehnten zum Symbol geworden für Grausamkeit und die ausbleibenden Zeichen von Versöhnung und Vergebung. Darum betrifft »Oradour« uns alle und bleibt gleichzeitig nicht fassbar in großen staatstragenden Worten. Ich freue mich dagegen viel mehr, wenn Monsieur Hébras sein Auto vor meinem Büro parkt und Schüler*innen eines Collège aus der Umgebung davon berichtet, was ihm widerfahren ist, und von seinem Einsatz für Gerechtigkeit.



1999 wurde eine neue Gedenk- und Bildungsstätte eröffnet. Nur über sie gelangen Besucher*innen in das »alte Oradour«.

Mit Jugendlichen im Ruinendorf

Die erste Schülergruppe, die ich im Ruinendorf begleitete, war eine Berufsschulklasse aus Deutschland. Während sie zuvor im Museum noch herumgealbert hatten, löste der Gang durch das »Village Martyr« bei ihnen Entsetzen aus, aber auch Faszination, da sich heute noch zwischen den Ruinen Gegenstände finden, die auf das Dorfleben vor dem Massaker hindeuten. In den Reaktionen dieser Jugendlichen, die in einer ähnlichen Lebensphase wie wir Freiwillige sind, finde ich immer Möglichkeiten für Gespräche darüber, was Oradour mit uns heute zu tun hat. In diesen bereichernden Gesprächen, mit all den Menschen, die ich hier als Besucher*innen, als Kolleg*innen oder in der Freizeit kennenlerne, habe ich meinen Platz gefunden.

Judith Kaack war 2017/2018 ASF-Freiwillige in der Gedenkstätte Oradour. Ihr Dienst fand im Rahmen des *Internationalen Jugendfreiwilligendienstes (IJFD)* statt und wurde von der *Nordkirche* gefördert.

Ida Magdalena Sophie Forbriger war 2014/15 ASF-Freiwillige in der Gedenkstätte Oradour. Ihr Dienst fand im Rahmen des *Internationalen Jugendfreiwilligendienstes (IJFD)* statt.

»Enfin.« – »Endlich.«

ASF-Sommerlager eröffneten in Oradour späte, aber herzenswarme Momente der Begegnung und praktischen Zusammenarbeit

»Enfin.« – »Endlich«, antwortet Jean-Marcel Darthout, wenn er nach dem Besuch des Bundespräsidenten Gauck in Oradour-sur-Glane am 4. September 2013 gefragt wird. Monsieur Darthout ist einer der wenigen Überlebenden des Massakers. In diesem einen Wort – »endlich« – lässt sich auch die Reaktion vieler Menschen dort auf unser Sommerlager in eben jenem Ort ein Jahr nach Bundespräsident Gaucks Besuch sowie ein wenig auch unser eigenes Gefühl während der Arbeit zusammenfassen.

Das Sommerlager in Oradour stand seit Längerem als Idee im Raum, ASF-Freiwillige engagieren sich schon seit den 2000er-Jahren in der Gedenkstätte. Durch den Besuch der beiden Präsidenten Deutschlands und Frankreichs im vergangenen Jahr hat diese Initiative dann entscheidenden Rückenwind bekommen. Das lag nicht nur am gemeinsamen staatlichen Gedenken, sondern auch an den aktuellen Ermittlungen der Bundesrepublik gegen beteiligte ehemalige SS-Männer. Hierin liegt die ganze Ambivalenz der noch immer offenen Wunden in der Region, die zahlreiche NS-Verbrechen trafen, die bis heute nicht vollständig aufgeklärt und juristisch aufgearbeitet sind.

Lange Zeit undenkbar

Die Arbeit einer Gruppe überwiegend deutscher Jugendlicher im Ruinendorf war bis vor wenigen Jahren undenkbar. So markiert dieses Sommerlager in den Ruinen selbst eine neue Etappe. Wir als Sommerlager-Gruppe waren überwältigt und tief berührt von dem großen Vertrauen, der Offenheit, vorbehaltlosen Herzenswärme und Hilfsbereitschaft uns gegenüber, mit welcher Oradour diesen Schritt ging. Wir hatten damit in dieser Form nie gerechnet und wir sind uns dieses Geschenkes bewusst und zutiefst dankbar.

Anteil am guten Verlauf unseres Sommerlagers hatte auch unsere einzigartige Sommerlager-Gruppe selbst. Wir waren sehr heterogen, was unsere gemeinsame Arbeit, unsere gemeinsame Zeit ganz ungemein bereicherte. Unsere Gruppe bestand aus Deutschen und Französischen, Frauen und Männern, pensionierten Lehrerinnen, Student*innen verschiedenster Fachrichtungen, Maler*innen, Metallbauern – sie vereinte Menschen zwischen 19 und 67 Jahren. Unser Umgang miteinander war sowohl vom Respekt voreinander als auch von einem allseits großen Willen, voneinander

Die Sommerlager-Gruppe unterstützte bei Pflege- und Renovierungsarbeiten und recherchierte die Lebenswege von Opfern des Massakers.



zu lernen, geprägt. Das Wissen, einander doch ein ganzes Stück weit zu verstehen, half uns sehr bei der täglichen Arbeit am Ort des früheren Massakers. Wir konnten voll Freude und engagiert zusammenarbeiten, aber auch an den Abenden offen die Eindrücke des Tages teilen, miteinander lachen wie auch traurig sein.

Auf den Spuren ganz unterschiedlicher Lebenswege

Wir verfolgten drei Projekte: Einige transkribierten in der Zeitzeugendatenbank der Gedenkstätte Zeitzeugnisse. Unsere Aufgabe war es nun, Tondokumente zu verschriftlichen, um sie über die Vergänglichkeit der Audiodateien hinaus für die Nachwelt zu erhalten. Mehrere unserer Teilnehmenden verfügten über exzellente Französischkenntnisse und die nötige Geduld. Durch das genaue Abhören der Aufzeichnungen entwickelten sie oft eine sehr enge Bindung zu »ihren« Zeitzeug*innen und berichteten abends sehr ergriffen von dem, was sie dabei erfahren hatten.

Es handelte sich dabei um die Erinnerungen einer als Mädchen mit ihrer Familie ins Limousin geflüchteten Frau mit jüdischen Wurzeln, eines Résistance-Kämpfers, der nach Buchenwald deportiert worden ist, einer Frau, die mit ihren Geschwistern dem Massaker von Oradour entkommen konnte, eines zur Zwangsarbeit nach Österreich verschleppten Mannes sowie eines vor dem Spanischen Bürgerkrieg nach Oradour geflüchteten Mannes. Und die Erinnerung von ebenjenem Monsieur Darthout, der Überlebender des Massakers ist.

Im Ruinendorf selbst halfen wir beim Erhalt dieses dem Wetter und der Natur ausgesetzten Gedenkortes. So legten wir die Schienen der Straßenbahn, die damals Oradour mehrmals am Tag auf dem Weg von Limoges nach Saint-Junien durchquerte, wieder frei. Die Schienen sind nun wieder gut sichtbar. Außerdem befreiten wir die Mauer, welche nach dem Massaker gebaut worden war, um die Ruinen zu umgrenzen, von ihrem sehr ausgeprägten Efeu- und Moosbewuchs, damit sie restauriert werden kann. Schilder an den Häusern wiesen uns immer auf Werkstätten und Geschäfte hin, die sich in den jeweiligen Häusern befunden hatten und während der Arbeit sprachen wir manches Mal über das Leben der Familie, welche in ebenjenem Haus gewohnt hatte. Zudem renovierten einige von uns unter Anleitung der Handwerker in unserer Gruppe Aufenthaltsräume im Dorf.

Der Friedhof als Bindeglied des Dorflebens zwischen altem und neuem Oradour

Ein Moment, der allen sehr naheging und uns Oradour mitten in all unserer praktischen Geschäftigkeit noch einmal in einer anderen Dimension eröffnete, war der gemeinsame Besuch auf dem Friedhof des Dorfes. Dieser Friedhof ist eine Art Bindeglied zwischen dem zerstörten Dorf und dem direkt daneben neu aufgebauten Ortsteil. Denn hier wurden sowohl die vor 1944 verstorbenen Bewohner*innen des Dorfes und die Überreste der Opfer des Massakers bestattet als auch bis heute die später verstorbenen Hinterbliebenen und Zugezogenen aus dem neuen Dorf.

Womöglich trug der Gedanke, der den Ort dieses grausamen Verbrechens, wo wir jeden Tag arbeiteten, so nah an die uns täglich so freundlich im neuen Dorf begegnenden Menschen knüpfte, zum intensiven Erleben dieses Besuches auf dem Friedhof bei. Jede*r stand für sich vor der großen Wand mit den langen Reihen der aufgelisteten Namen und Lebensalter und doch war es für uns ein Trost, dort zusammen zu stehen, und uns wurde klarer bewusst, wie unglaublich es eigentlich ist, dass wir an diesem Ort arbeiten dürfen.

Nach dem ersten ASF-Sommerlager in Oradour fanden 2015 und 2016 weitere Projekte am Ort statt.

III. ZEITGESCHICHTLICHE UND POLITISCHE BEZÜGE

Oradour – zum 80. Jahrestag

Ohne Gerechtigkeit und Anerkennung konnte es lange keine Versöhnung am Ort des NS-Massakers geben

Andrea Erkenbrecher

Kurz vor dem 78. Jahrestag des Massakers von Oradour erinnerte das russische Massaker im ukrainischen Butscha ein weiteres Mal daran, dass sich der Wunsch nach einem »Nie wieder!« bislang zwar unter anderem in den deutsch-französischen Beziehungen erfüllt hat, Massengewalt gegen Zivilist*innen aber keineswegs der Vergangenheit angehört. Nicht zuletzt die zahlreichen Anrufe im *Centre de la mémoire d'Oradour*, die auf die Bilder aus Butscha folgten, zeigen, wie sehr das russische Verbrechen die Menschen an jenes in Oradour, das »zahlenmäßig größte deutsche Massaker in Westeuropa« (Peter Lieb) während des Zweiten Weltkriegs, erinnerte. Das Entsetzen über aktuelle Massenverbrechen an Zivilist*innen ruft auch in Erinnerung, wie schwer oder gar unmöglich Annäherung oder gar Aussöhnung unmittelbar nach der Tat erscheint. Der nun bevorstehende 80. Jahrestag soll deshalb Anlass sein, zurückzublicken auf das Massaker von Oradour und daran zu erinnern, dass die heute mit dem Ort erreichte Annäherung nicht selbstverständlich ist.

Damals Oradour, heute Butscha: Niemand sollte überleben

Das im französischen Limousin gelegene Dorf Oradour-sur-Glane zählte 1936 330 Einwohner*innen, die Gemeinde Oradour mit ihren vielen Weilern etwa 1.900 Bewohner*innen. Nach der Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 wurde die in Südfrankreich stationierte Waffen-SS-Division »Das Reich« Richtung Norden beordert, sollte auf dem Weg an die Front jedoch zunächst den französischen Widerstand im Zentralmassiv zerschlagen. Am 10. Juni 1944 fand ihre Terror- und

Einschüchterungspolitik in Oradour ihren grausamen Höhepunkt. Der Kampf gegen den Widerstand zielte vor allem auf die Zivilbevölkerung ab. Die Soldaten der 3. Kompanie des Regiments »Der Führer« trieben Männer, Frauen, Kinder und Greise auf dem Marktplatz zusammen. Sodann führten sie die Frauen und Kinder in die Ortskirche, teilten die Männer in vier Gruppen und verbrachten sie in unterschiedliche Gebäude. Exekutionskommandos eröffneten das Feuer auf die Männer, bedeckten ihre Körper mit brennbarem Material und setzten sie in Brand. Es folgte das Massaker an den Frauen und Kindern. Soldaten brachten in der Kirche eine Kiste zur Explosion, die beißenden Rauch freisetzte, schossen auf die Eingesperrten, warfen Granaten in die Menge und legten auch hier Feuer. Ein Teil der Opfer verbrannte bei lebendigem Leib.

Dass die Bilder aus Butscha an das Massaker in Oradour erinnerten, lag auch daran, dass die Soldaten der Waffen-SS nicht nur in den genannten Gebäuden mordeten, sondern im ganzen Dorf. Sie töteten Alte und Kranke in ihren Betten, Menschen, die zu fliehen versuchten oder sich dem Ort näherten, und jene, die sie in Verstecken aufspürten. In den Tagen nach dem Massaker zeugten Leichen in den Straßen und Ruinen Oradours davon, dass keine*r hatte entkommen sollen.

Als die Soldaten aus Oradour abzogen, hatten sie 328 Gebäude zerstört und ließen ein Ruinenfeld auf 15 Hektar Land zurück. Ihre mörderische Bilanz belief sich auf 643 Tote, von denen nur 52 identifiziert und in Familiengräbern bestattet werden konnten. Die Unkenntlichmachung der Leichen, die die Soldaten verbrannten, in Massengräbern verscharrten oder in einen Brunnen warfen, beeinträchtigte die Trauerarbeit der Hinterbliebenen dauerhaft. In der Gemeinde Oradour litten etwas mehr als 1.000 Menschen unter den Folgen des Gewaltverbrechens. Die meisten lebten in den Weilern der Gemeinde, die vor allem ihre Kinder und Frauen verloren. Da der 10. Juni 1944 ein Samstag war, hatten sich zahlreiche Kinder in den Schulen Oradours und viele Frauen für Besorgungen im Ort aufgehalten.

Statt Versöhnungsgesten besser die Täter zur Rechenschaft ziehen

Angesichts des Ausmaßes des Verbrechens verwundert kaum, dass eine »Versöhnung« mit dem Land der Täter nicht auf der Agenda des 1945 gegründeten Hinterbliebenenverbands *Association Nationale des Familles des Martyrs d'Oradour-sur-Glane* (ANFM) stand. Und doch sah sich der Verband deshalb schon früh Kritik ausgesetzt. So rief die Hamburger Zeitschrift *benjamin* im November 1947 junge Menschen auf, beim Wiederaufbau Oradours mitzuhelfen. Auf diese Weise wolle man »zu einem bescheidenen Teil dort wiedergutmachen, wo Deutsche schuldig wurden«. Im April 1948 – inzwischen hatte sich eine weitere deutsche Jugendzeitschrift

dem Aufruf angeschlossen – hatten sich bereits mehr als 1.000 Jugendliche gemeldet. In Oradour stieß das Vorhaben indes auf Ablehnung. Hinterbliebenenverband und Gemeinderat protestierten bei Regierungschef Robert Schuman und die ANFM begründete dies, indem sie schrieb, das Angebot anzunehmen »würde bedeuten, daß der Wille zur Gerechtigkeit geschwächt und die Achtung vor den Toten von Oradour herabgesetzt werde«. Die »einzige Geste des Entgegenkommens«, so der Verband weiter, »um welche die Überlebenden von Oradour diese jungen Deutschen bitten können, ist die, daß sie in ihrem eigenen Kreise oder in ihrer Umgebung nach denen forschen, die für das Massaker verantwortlich sind, um sie der französischen Justiz zu übergeben«. Dies sei »das einzige Mittel, mit dem sie das Verbrechen verurteilen und den Schandfleck von ihrem Land entfernen können«.

Diese Haltung brachte Oradour unter anderem die Kritik des Journalisten Maurice Vaussard ein, der in seinem Leitartikel für *L'Aube* schrieb, die Argumentation des Verbands heiße »auf ein Anerbieten der Wiedergutmachung um den Preis der freiwillig übernommenen Verdemütigung durch eine Forderung nach Vergeltung zu antworten«. Das Bild von Oradour als »unversöhnlichem« Ort findet sich auch für spätere Jahre in Quellen und Literatur. Tatsächlich ist nachweisbar, dass es auf zivilgesellschaftlicher Ebene zwar immer wieder zu deutschen Versöhnungsgesten kam und es auch Kontakte zwischen Oradour und Deutschen gab, sich Gemeinde und Hinterbliebenenverband aber lange weigerten, Deutsche offiziell in Oradour zu empfangen. Erst der 1995 zum Bürgermeister gewählte Raymond Frugier brach mit dieser Politik und ebnete so den Weg für den Besuch des Bundespräsidenten Joachim Gauck in Oradour im Jahr 2013.

Die verschleppte Aufklärung und das Bild vom »unversöhnlichen« Ort

Will man die bis 1995 aufrechterhaltene Ablehnung offizieller Kontakte verstehen, muss man nochmals in das Jahr 1948 zurückgehen. Denn zum einen ist die Begründung, mit der die ANFM das Angebot des *benjamin* zurückwies, wesentlich: Eine zentrale, wenn nicht gar die wichtigste Forderung der Vereinigung war die Bestrafung der Täter, die man zunächst gar am Ort des Verbrechens verurteilt und bestraft sehen wollte. Zum anderen zeigt ein Schreiben, das die ANFM im Nachgang ihrer Ablehnung aus Deutschland erhielt, dass der Verband immer wieder mit geschichtsrevisionistischen Angriffen konfrontiert war, die die Schuld an dem Massaker auf die Dorfbewohner*innen abwälzten. Hierin wurzelte die zweite Erwartung der ANFM, nämlich ein striktes Vorgehen gegen entsprechende Behauptungen und Publikationen.

In beiden Punkten enttäuschte die Bundesrepublik die Überlebenden und Hinterbliebenen. In puncto strafrechtlicher Verfolgung richteten sich die Erwartungen



Das Ruinendorf heute

zunächst an die französische Justiz. Der Oradour-Prozess vor dem Militärtribunal Bordeaux 1953 aber enttäuschte die Überlebenden und Hinterbliebenen nicht nur, sondern verkehrte sich in ihr »zweites Martyrium«. Am Ende des Prozesses gegen 21 Angeklagte standen, so die Meinung in Oradour, viel zu milde Urteile. Vor allem aber amnestierte die französische Regierung 13 Verurteilte unmittelbar nach dem Prozess. Der Grund: Es waren zwangsrekrutierte Franzosen, mithin selbst Opfer eines Kriegsverbrechens, und ihre Verurteilung löste im Elsass – ihrer Heimat – einen solch massiven Sturm der Entrüstung aus, dass Paris die Krise mittels Amnestie zu beruhigen suchte. Diese als Verrat empfundene Maßnahme belastete die Beziehung zwischen Oradour und französischem Staat über Jahrzehnte. Das Verlangen nach der strafrechtlichen Ahndung aber blieb bestehen und war von nun an das dominierende Thema der ANFM mit Blick auf Deutschland. Doch abgesehen von der Anklage und Verurteilung des in Oradour als Zugführer eingesetzten Heinz Barth 1983 in der DDR kam es zu keinem weiteren Prozess. Die Hauptforderung des Verbands, die Auslieferung des Divisionskommandeurs Heinz Lammerding, blieb ebenso erfolglos, wie sich die Hoffnung auf einen deutschen Lammerding-Prozess zerschlug. Die 1948 formulierte Voraussetzung für die Akzeptanz einer deutschen Versöhnungsgeste erfüllte sich folglich nie.

Revisionistische Schuldverkehrungen blieben oft unwidersprochen

Ebenso negativ war die Bilanz mit Blick auf die geschichtsrevisionistischen Darstellungen des Massakers. Während der Hinterbliebenenverband wiederholt

Unterstützung aus Paris erfuhr – etwa indem in Frankreich revisionistische Bücher verboten wurden –, blieb ein entsprechendes Engagement in Bonn aus. Das revisionistische, die Waffen-SS entlastende Narrativ dominierte vielmehr die Erzählungen von Oradour in Westdeutschland über Jahrzehnte. Erst 2000 erkannte mit Gerhard Schröder das erste Mal ein deutscher Bundeskanzler das Massaker öffentlich an.

Es lässt sich deshalb – etwas salopp und pointiert formuliert – bilanzieren: Während Oradour lange Zeit nicht erhielt, was es forderte – Gerechtigkeit und offizielle Anerkennung des Verbrechens –, bekam es, worauf es lange keinen Wert legte – zahlreiche deutsche Versöhnungsgesten auf zivilgesellschaftlicher Ebene. Die Haltung vor Ort, diesen Gesten die offizielle Anerkennung zu verweigern, ist deshalb als Reaktion, ja geradezu als Spiegel des Verhaltens der westdeutschen Politik und Justiz zu sehen. Umso bedeutender ist vor diesem Hintergrund, dass die entscheidende Wende hin zu einer Politik der offiziellen Annäherung trotz all dieser Enttäuschungen von Oradour, namentlich Bürgermeister Frugier, ausging.

Heute gibt es zahlreiche offizielle Kooperationen zwischen Oradour und Deutschland: Delegationen werden empfangen, Gemeinde und Hinterbliebenenverband pflegen den Austausch mit deutschen Städten (zunächst vor allem mit Dachau, heute vor allem mit Hersbruck), im Dokumentationszentrum *Centre de la mémoire d'Oradour* arbeiten seit 2005 Freiwillige von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* – um nur einige Beispiele zu nennen.

Was bleibt also 80 Jahre nach dem Massaker von Oradour und angesichts der weiterhin stattfindenden Massenverbrechen an Zivilist*innen festzuhalten? Vielleicht das: Annäherung ist auch nach entsetzlichen Bluttaten und selbst nach wiederholter Enttäuschung der Forderungen von Überlebenden und Hinterbliebenen möglich. Sich darauf zu verlassen jedoch ist politisch fahrlässig. Es gilt vielmehr, die Forderungen und Erwartungen der Opfer wahr- und ernst zu nehmen, um Annäherungsprozesse aktiv zu fördern.

Dr. Andrea Erkenbrecher ist Historikerin und Kuratorin. In ihrer Promotion untersuchte sie das NS-Massaker und seine Nachwirkung in Frankreich und Deutschland: »Oradour und die Deutschen. Geschichtsrevisionismus, strafrechtliche Verfolgung, Entschädigungszahlungen und Versöhnungsgesten ab 1949«, Berlin 2023.

Erinnern an die ermordete Stadt

Warschau, seine Aufstände und das Gedenken in Polen und Deutschland

Christhardt Henschel

Kazimierz Wyka, der bedeutende polnische Literaturwissenschaftler, überlebte den Zweiten Weltkrieg in einem kleinen Ort bei Krakau. Kurz nach Kriegsende besuchte er erstmals wieder Warschau und vermochte es nicht, den Anblick der Stadt mit seiner Vorkriegserinnerung abzugleichen:

Diese Stadt ist mir fremd, so vollkommen fremd und andersartig, wie eine Bergkette, die sich da auftürmt, wo ich sie nie erwartet hätte. Es ist müßig, in dieser zerklüfteten Silhouette irgendeine Ähnlichkeit mit der einstigen Landschaft Warschaus zu suchen. Ich habe den Eindruck, und das ist das Stärkste, was ich aus Warschau mitnahm, dass ich vor einem völlig neuen und bis dahin nicht gesehenen Naturphänomen stehe.

Das Ruinenmeer, das Wyka erblickte, war das Ergebnis von mehr als vier Jahren deutscher Kriegsführung und Besatzungsherrschaft. In einer einzigen Stadt forderten diese mehr Tote als der gesamte alliierte Luftkrieg gegen die deutschen Städte. Im europäischen Vergleich war es nur das belagerte Leningrad, das im Zweiten Weltkrieg mehr Todesopfer zu beklagen hatte.

Die polnische Haupt- sollte zur einer deutschen Provinzstadt degradiert werden.

Bereits die Bombardierung durch die Luftwaffe und die anschließenden Kämpfe im September 1939 hatten Warschau tiefe Wunden geschlagen. Im Laufe des Kriegs drang Hitler persönlich darauf, die polnische Haupt- zu einer deutschen Provinzstadt zu degradieren. Hatten bislang 1,3 Millionen Menschen die Metropole bevölkert, sollten hier zukünftig noch einige Zehntausend Deutsche leben und nichts mehr an die einstigen Einwohner*innen erinnern. 1940 wurde die jüdische Stadtbevölkerung, etwa ein Drittel aller Einwohner*innen, ins Ghetto gesperrt. Pol*innen war der Aufenthalt in den »deutschen« Vierteln untersagt. Viele von ihnen wurden bei Razzien verhaftet, zur Zwangsarbeit deportiert oder in Lager und Gefängnisse gesperrt. Im Juli 1942 begannen die Deportationen aus dem Ghetto in das Todeslager Treblinka. Als sich am 19. April 1943 der jüdische Widerstand gegen die Vernichtungsmaschinerie der Deutschen erhob, lieferte das der NS-Besatzung den Vorwand, diesen Teil der Stadt buchstäblich dem Erdboden gleichzumachen.

Fortsetzung auf S. 46



WARSCHAUER AUFSTAND

1. August 1944 – 2. Oktober 1944

Nach dem Aufstand im Warschauer Ghetto von 1943 erhob sich im Spätsommer 1944 der polnische Widerstand gegen die NS-Besatzer, die auf dem Rückzug vor der Roten Armee immer rücksichtsloser voringen. Beim Aufstand konnte die Polnische Heimatarmee mehrere Warschauer Stadtviertel über zwei Monate von den NS-Besatzern befreien und halten. Sie befreiten auch KZ-Gefangene und Zwangsarbeiter*innen. SS- und Wehrmachtseinheiten schlugen die Aufständischen, die unter mangelnder Ausrüstung und ausbleibender Unterstützung durch die Rote Armee litten, schließlich brutal nieder. Allein bei Massakern im Viertel Wola wurden innerhalb weniger Tage Zehntausende Zivilist*innen ermordet. Es war, gemessen an den Opferzahlen, das größte Kriegsverbrechen auf europäischem Boden im Zweiten Weltkrieg. Danach zerstörten die NS-Besatzer weite Teile der Stadt und deportierten Zehntausende der Überlebenden. Nur wenige der Täter wurden für ihre Taten verurteilt.

ASF-Freiwillige engagieren sich heute in Warschau für ältere Menschen sowie in der historischen Bildung und Begegnungsprojekten.

Der stark zerstörte Alte Markt in Warschau 1945



Zivilist*innen werden von SS-Einheiten abgeführt. Deutsche Truppen begehen schwerste Kriegsverbrechen. Die Bevölkerung wird zu großen Teilen aus der Stadt vertrieben und zur Zwangsarbeit verpflichtet.



Auch Graffiti erinnern heute in Warschau an den Aufstand.

Im Folgejahr, vom 1. August bis zum 2. Oktober, organisierte der polnische Untergrundstaat in weiten Teilen des übrigen Stadtgebiets einen weiteren wochenlangen Aufstand. Während und nach dessen Niederschlagung zerstörten die Deutschen und ihre Helfershelfer Haus für Haus die Altstadt und weite Teile des Stadtzentrums.

Mehr Todesopfer als in allen deutschen Städten durch Luftangriffe zusammen

In der Summe hatte Warschau seit Kriegsbeginn schätzungsweise 700.000 Todesopfer zu beklagen, mehr als die Hälfte davon Jüdinnen*Juden. Weitere etwa 570.000 Menschen wurden zur Zwangsarbeit deportiert, ausgesiedelt oder waren geflüchtet. Am 17. Januar 1945, dem Ende der deutschen Besatzung, war Warschau nach den Worten der Historikerin Jana Fuchs eine »ermordete Stadt«. Bis auf den rechtsufrigen Stadtteil Praga war Warschau nahezu menschenleer.

Es war weniger Willy Brandts Kniefall vor dem Ghetto-Ehrenmal von 1970, der die breitere polnische Wahrnehmung über den deutschen Umgang mit den NS-Verbrechen in Warschau bestimmte. Eingepägt haben sich indes vor allem zwei Dinge: der Irrtum Roman Herzogs, der als Bundespräsident in einem *Stern*-Interview beide Erhebungen – den Ghettoaufstand von 1943 und den Warschauer Aufstand von 1944 – miteinander verwechselte. Für Unverständnis sorgte außerdem der Umstand, dass es bis 2014 dauerte, bis sich der Ort Westerland kritisch mit der Biografie seines Bürgermeisters Heinz Reinefarth auseinandersetzte. Reinefarth hatte die

Niederschlagung des Warschauer Aufstands befehligt und war für die dabei verübten Massenmorde maßgeblich verantwortlich gewesen.

Deutsche Unkenntnis und Verdrängung

Beides, die Unkenntnis Herzogs und die hartnäckige Verdrängungsleistung, symbolisiert aus polnischer Sicht zwei Grundkonstanten des deutschen Umgangs mit der Besatzungsgeschichte Warschaus. In der Tat erschienen bis in die 1970er-Jahre zwar in beiden deutschen Staaten immer wieder Texte zum Warschauer Aufstand, doch waren sie dies- und jenseits des Eisernen Vorhangs häufig von ideologischen Prämissen geprägt. Verdienstvoll waren zweifellos die zu Beginn der 1960er-Jahre erschienenen Arbeiten der Historiker Martin Broszat und Hanns von Krannhals. Das Buch des Letzteren ist bis heute die einzige dem Warschauer Aufstand gewidmete Monografie eines deutschen Historikers. Als dann insbesondere in der Bundesrepublik der Holocaust ins Zentrum der Geschichtsdebatten rückte, trat der ohnehin nur schwach rezipierte Warschauer Aufstand noch weiter in den Hintergrund. Im vereinten Deutschland begann hingegen die Öffentlichkeit die Bedeutung der deutschen Besatzungsherrschaft für die nicht jüdische Zivilbevölkerung stärker wahrzunehmen. Großen Anteil daran hatte wiederum Roman Herzog, der kurz nach seinem unglücklichen Interview einen äußerst gelungenen Auftritt in Warschau hatte. Insgesamt verlief die deutsche Annäherung an den Warschauer Aufstand indes viel langsamer und weniger umfänglich, als es sich viele in Polen gewünscht hätten.

Ein Feld stetiger Deutungskämpfe

In Polen selbst war der Warschauer Aufstand ein Feld stetiger Deutungskämpfe. Diese begannen bereits 1944 und entzündeten sich an der Frage nach der Sinnhaftigkeit des Kampfes und der damit verbundenen enormen Opfer. In der Nachkriegszeit geriet die Erinnerung in die Mühlen der kommunistischen Geschichtspromaganda, die zum einen das Leiden der Zivilbevölkerung unterstrich, zum anderen den nicht kommunistischen polnischen Untergrundstaat kriminalisierte. Viel Energie verwandte sie zudem darauf, die unrühmliche Rolle der Roten Armee zu vertuschen, die trotz ihrer Einnahme der rechtsufrigen Stadtteile die Aufständischen nicht unterstützt hatte und fast gar keine Luftunterstützung durch die Westalliierten zuließ. Polnische Truppen, die aufseiten der Roten Armee polnische Städte mit befreiten, wurden im Nachgang umgehend entwaffnet. In den 1980er-Jahren musste das kommunistische Regime im Zuge der allgemeinen Protestwelle der *Solidarność* auch ideologische Positionen in historischen Fragen aufgeben und ein zivilgesellschaftliches Gedenken an die Ereignisse von 1944 zulassen.

Im Laufe der 1990er-Jahre verschoben sich dann die politischen Koordinaten des Erinnerungsdiskurses: Hatte die Opposition in den 1980er-Jahren dem Regime noch einige geschichtspolitische Zugeständnisse abgetrotzt, gewannen politische Kräfte im konservativ-rechten Spektrum nun den Eindruck, die liberalen und postkommunistischen Eliten würden das Gedenken an den Warschauer Aufstand vernachlässigen und verschämt vor der Weltöffentlichkeit verbergen. Verstärkt wurde dieses Gefühl durch die aufbrechenden Geschichtsdebatten über den Holocaust und die Flucht und Vertreibung der Deutschen nach 1945, in denen Pol*innen nicht mehr nur als Opfer vorkamen. Die Eröffnung des *Museums des Warschauer Aufstands* im Jahr 2004 sollte somit nicht nur den Aufständischen den lang ersehnten angemessenen Platz in der Stadt geben. Es wurde zudem konzipiert als eine Art politisches Manifest, das viele geschichtspolitische Entscheidungen der letzten beiden Jahrzehnte determinierte.

Am Warschauer Aufstand entzündete sich die Kernfrage dieser Debatten: Wie kritisch sollte man mit der eigenen Geschichte umgehen, ohne das Andenken an den Widerstandskampf gegen die Nationalsozialisten zu beschädigen? Ist eine Auseinandersetzung mit den negativen Seiten der eigenen kollektiven Vergangenheit für die Herausbildung eines positiven nationalen Selbstverständnisses überhaupt geboten? Die zunehmende Politisierung und Polarisierung des Gedenkens traten besonders in den 2010er-Jahren offen zutage. Regelmäßig störten ultranationale Demonstrationen die Gedenkfeiern mit Transparenten und Pfiffen. Diese richteten sich unter anderem gegen Władysław Bartoszewski. Der Zeitzeuge, Historiker und Außenpolitiker strebte nicht nur nach einem würdigen Andenken an die Toten und der festen Verankerung des Aufstands im nationalen Gedächtniskanon, sondern stand auch für die Aussöhnung mit den Nachkommen der Täter*innen und eine Annäherung Polens an Deutschland und die Europäische Union.

In den Jahren der von Jarosław Kaczyński gesteuerten Rechtsregierung (2015–2023) schien es, als würde das staatlich organisierte Gedenken an den Aufstand von 1944 zu einer reinen Propagandaveranstaltung verkommen. Politiker*innen vermischten historische Fragen mit tagespolitischen Themen und Loyalitätsdiskursen. Die Warschauer Stadtregierung, die nicht von den Parteien der nationalen Regierungskoalition gestellt wurde, organisierte daraufhin eigene Gedenkfeiern. Während ein Teil der ehemaligen Kämpfer*innen den geschichtspolitischen Diskurs der Regierung mitrug, waren es ehemalige Aufständische, die sich der offiziellen Geschichtspolitik verweigerten und ganz andere Schlüsse aus dem Erlebten zogen. Wanda Traczyk-Stawska und andere riefen die jüngere Generation auf, für die

freiheitlich-demokratische Grundordnung einzustehen. Es ist auch das Verdienst dieser Veteran*innen, dass sich die Regierung andere, nicht minder verminte Felder der Geschichtspolitik suchen musste.

Heutiges Gedenken zwischen öffentlicher Anteilnahme und diplomatischer Routine

Verfolgt man heute die Besuchsprogramme von Staatsgästen in Polen, so scheint der Warschauer Aufstand im diplomatischen Kontext als erinnerungswürdiges Datum etabliert. Auch bei den deutschen Verantwortlichen hat sich ein professioneller, ja mittlerweile ritualisierter Umgang eingeschlichen. Etwas magerer fällt die Bilanz aus, blickt man auf die deutsche Kenntnis vom Warschauer Aufstand – und in einem breiteren Kontext das Wissen über die Besatzungsherrschaft in Polen. Es bleibt zu hoffen, dass der neuerliche Regierungswechsel in Polen und die zu erwartende Normalisierung der polnisch-deutschen Beziehungen nicht zu einem Rückgang des geschichtspolitischen Interesses der Berliner Verantwortlichen am Nachbarland führen.

In Warschau selbst ist es mittlerweile zur Normalität geworden, dass beider Aufstände im öffentlichen Raum aufwendig gedacht wird. Nach dem Vorbild des israelischen Gedenktags für die Opfer der Shoah ertönen am 19. April und 1. August Sirenen und die Stadt hält für eine Minute inne. Zum Jahrestag des Ghettoaufstands verteilen Freiwillige Zehntausende ansteckbare Papiernarzissen als Symbol des Erinnerns. Seit einigen Jahren wird zudem, unter anderem auf Betreiben von Wanda Traczyk-Stawska, der 2. Oktober als Gedenktag für die Zivilbevölkerung des Warschauer Aufstands begangen.

Die Debatten über die Gewichtung beider Aufstände und die schmerzliche Aufarbeitung des Verhältnisses zwischen jüdischen und nicht jüdischen Warschauer*innen sind damit nicht vorbei. Auch bleibt abzuwarten, ob das als politisches Projekt des Kaczyński-Lagers angelegte entstehende *Ghettomuseum* es vermag, in Zukunft eine konstruktive und kritische Rolle im innerpolnischen und polnisch-jüdischen Diskurs einzunehmen. Nicht ändern wird sich indes eines: Warschau ist wieder eine lebendige Metropole, deren Bewohner*innen wissen, dass sie in einer Stadt leben, die sich als einzige in ganz Europa in zwei Aufständen gegen den deutschen Terror erhob.

Dr. Christhardt Henschel ist Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am *Deutschen Historischen Institut Warschau* (DHI). Seine Forschungsschwerpunkte sind die polnische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, das deutsch-jüdische Kulturerbe in Polen und Militärgeschichte.

PUTTEN, NIEDERLANDE

2. Oktober 1944

Nach einem Partisanenangriff auf deutsche Offiziere wird die Ortschaft Putten im niederländischen Gelderland umstellt. Die Wehrmacht inhaftiert 660 männliche Bewohner ab 17 Jahren, die meisten von ihnen werden in deutsche KZ deportiert, in den sieben Monaten bis Kriegsende sterben viele von ihnen an Zwangsarbeit, den Haftbedingungen oder bei Erschießungen. Alle anderen Bewohner*innen müssen das Dorf verlassen, die Wehrmacht zerstört anschließend über 100 Wohnhäuser. Nach Kriegsende verurteilt ein niederländisches Gericht die drei deutschen Hauptverantwortlichen zu Haftstrafen. Bald nach Kriegsende kam es zu einem Austausch mit dem nordfriesischen Ladelund, wo allein 110 der in einem Nebenlager des KZ Neuengamme umgekommenen Opfer beerdigt worden waren.



IV. LITERATUR

Wiedergelesen

Angelika Obert

Zwi Kolitz: Jossel Rakovers Wendung zu Gott

Jiddisch-Deutsch, herausgegeben von Paul Badde. Mit Zeichnungen von Tomi Ungerer. Diogenes, Zürich 2004, 185 Seiten, 22,90 Euro.

In den Trümmern des Warschauer Ghettos finden sich Dokumente, in Flaschen versteckt und vergraben: jüdische Augenzeugenberichte über die deutschen Verbrechen hinter den Mauern.

Ein jiddischer Text ist darunter, vor dem die Lesenden in Israel, in den USA, in Frankreich und auch in Deutschland in die Knie gehen. Er überragt, so heißt es, die Weltliteratur, ist »das Buch Hiob im 20. Jahrhundert«. Jossel Rakover hat ihn in den letzten Stunden des Ghettoaufstands geschrieben. Inmitten seiner toten Kameraden liegt er auf dem Boden und spricht »ein letztes Mal als ein Lebender« zu Gott: erinnert in schneidend trockenen Sätzen daran, wie er einst gesegnet war und ihm dann alles geraubt wurde, seine sechs Kinder ermordet. Und dann erklärt er dem Gott, der sich so furchtbar verbirgt, seine Liebe. Gott muss ja sein Gott sein, denn der Gott der Gottlosen kann er nicht sein. Wenn Gott auch alles tut, damit Jüdinnen*Juden nicht mehr an ihn glauben können, bleibt er doch der Gott der Jüdinnen*Juden. Fragen an Gott hat Jossel Rakover allerdings: Wie können diese ungeheuerlichen Verbrechen jemals gesühnt werden?

Zu Beginn der 1950er-Jahre taucht dieser Text in englischer Sprache in New York auf, bald auch in Tel Aviv und, ins Deutsche übersetzt, in Berlin. Jahre später würdigt ihn Emmanuel Lévinas als eine Dichtung, die vom »Gott für Erwachsene« zeugt, »einem Gott, gegen den man sich auflehnen und für den man sterben kann«. Jossel

Rakovers Wendung zu Gott findet Eingang in jüdische Gebetbücher und sogar in ein deutsches Schulbuch.

Und immer wieder meldet sich in all den Jahren aus New York der in Litauen geborene Journalist und Regisseur Zwi Kolitz, um zu erklären: Nicht im Warschauer Ghetto sei der Text entstanden, sondern in Buenos Aires. Er habe ihn dort 1946 als Beitrag zu Jom Kippur für eine jiddische Zeitung geschrieben, damals noch als Agent für die Irgun unterwegs. Man glaubt ihm nicht oder nur widerwillig. Schließlich gelingt es dem deutschen Journalisten Paul Badde mit viel Hilfe, den jiddischen Text in einem vergessenen argentinischen Archiv aufzufinden. Er erhält nur eine Kopie. Das Original wird bald darauf bei einem Brandanschlag vernichtet. Zwi Kolitz, der Autor, der wohl nie aufgehört hat, sich seines Davongekommenseins zu schämen, empfindet das als angemessen. Paul Badde bringt den Text im Jahr 2004 in neuer Übersetzung zusammen mit dem jiddischen Original heraus und erzählt in einem ausführlichen Nachwort die bewegende Geschichte seines Autors. Warum nur ist das Buch im Fortgang des 21. Jahrhunderts dann ziemlich in Vergessenheit geraten? Denn – wiedergelesen – ist Jossel Rakovers Wendung zu Gott immer noch der richtigste Text, den ich mir zum 27. Januar vorstellen kann – die angemessenste Ehrung Israels und seines Gottes. Und kaum länger als eine Predigt. Wie wär's?

Angelika Obert, Pfarrerin i. R., war von 1993 bis 2014 Rundfunk- und Fernsehbeauftragte der *Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz* für den rbb. Sie ist Mitglied der AG Theologie und der Redaktion der *ASF-Predigthilfe*.

Literaturempfehlungen

Angelika Obert

Delphine Horvilleur: Mit den Toten leben

Aus dem Französischen von Nicola Denis, Hanser, Berlin 2022, 182 Seiten, 22 Euro.

»There is a crack, a crack in everything and that is, where the light gets in«, singt Leonard Cohen in seinem »Anthem«. Von den Brüchen, die der Tod ins Leben reißt, und wie sie doch erhellend sein können, handelt das neue Buch der französischen

Rabbinerin Delphine Horvilleur. Für den Tod selbst, der in der Pandemie so allgegenwärtig geworden ist, gibt es keine Sprache, schreibt sie. Seine Macht muss gemieden werden, aber nicht verdrängt: Es gilt, mit den Toten zu leben – mit den Rissen auch, die sie hinterlassen. Ihre Aufgabe als Rabbinerin ist es, die Erzählungen zu finden, die die Lebenden mit den Toten verbinden – nicht nur die biografischen, sondern auch die biblischen, in denen alle Brüche schon vorkommen. So erzählt sie von persönlichen Todeserfahrungen und verbindet sie mit den biblischen Urbildern: Abraham, Isaak, Jakob und Rebekka. Viel hat sie zu sagen und zu erzählen als Seelsorgerin, als jüdische Gelehrte, als Enkelin von Holocaust-Opfern, als (gebrochene) Zionistin und schließlich auch als prominente Pariserin.

Wie Gott sich sehr wohl spotten lässt, erklärt sie anlässlich einer Bestattung nach dem Attentat auf *Charlie Hebdo*. Dass die französische Gesundheitsministerin Simone Veil im Himmel weiter für die Rechte der Frauen sorgen wird, anlässlich von deren Überführung in den Panthéon. Und auch, dass Simone Veil von einer Freundin und Leidensgenossin als das »tollste und hübscheste Mädchen von Birkenau« erinnert wird. Sie beschreibt, wie selbst Mose sich vor dem Tod fürchtete und dass am Ende Abel (der »Hauch«) für immer bleibt, während alles, was Kain besitzen und festhalten will, vergeht. Und wie sie selbst als Kind von ihrem Großvater aus schrecklicher Todesfurcht gerettet wurde. Elf sehr persönliche, sehr ehrliche Betrachtungen über das Leben mit den Toten sind es, bei denen es viel zu lächeln gibt. Und auch viel zu lernen über die jüdische Tradition, die es immer schon wusste: Es sind die Brüche, durch die das Licht scheint.

Literaturempfehlungen

Dorle Simon-Zeiske

Michael Frank: Einhundert Samstage

Übersetzt aus dem Englischen von Brigitte Jakobeit. Rowohlt, Berlin 2023, 336 Seiten, 24 Euro.

Stella Levi, eine junge Frau aus der Judería der Insel Rhodos, wird am 23. Juli 1944 von den Nationalsozialisten mit über 1.600 Mitgliedern der jüdischen Gemeinde nach Auschwitz deportiert. Stella Levi überlebt, auch ihre Schwester, ihre große und

weitverzweigte Familie nicht. Ihr Name und die Namen der jüdischen Gemeinde sind auf Tafeln aufgeschrieben, die in der *Kahal-Shalom-Synagoge* in Rhodos hängen. Stella Levi, die in New York lebt, lernt im hohen Alter den Journalisten Michael Frank kennen. Er besucht sie an einem Samstagnachmittag, um ihr Fragen zur Judería in Rhodos zu stellen. Das ist der erste Samstag, es folgen 100 weitere. Stella Levi erzählt ihm ihre Geschichte und ihr Leben auf Rhodos in der sehr alten sephardischen Gemeinde, über ihre Familie und über die Riten, Sitten und Gebräuche. Sie erzählt von einer verlorenen Welt, die zerstört wurde. Das Buch und die Erzählerin Stella Levi bewegen und erwecken die einzigartige Kultur der Judería zum Leben.

Sami Modiano: Von Rhodos nach Auschwitz

Übersetzt aus dem Italienischen von Christoph Schminck-Gustavus. Metropol, Berlin 2023, 168 Seiten, 19 Euro.

Viele Überlebende, auch Sami Modiano, blieben nach der Shoah stumm. Wie sollte er auch Worte finden für das Grauen, für all das Schreckliche und kaum Erzählbare?

Sami Modiano wird 1930 auf der Insel Rhodos geboren und erlebt als Kind und Heranwachsender hautnah die wechselvolle Geschichte auf der Insel, aber auch in der Judería. Er erlebt die italienischen Rassegesetze, wird als »rassisch minderwertig« abgestempelt, wird mit der ganzen rhodischen Gemeinde nach Auschwitz deportiert und sieht als 14-Jähriger Vater, Schwester und Freund*innen sterben.

Sami Modiano lebt heute in Italien. Er führt im Sommer, wenn es seine Gesundheit zulässt, Gruppen durch die Judería von Rhodos. Er empfindet heute sein Überleben als Verpflichtung, Zeugnis abzulegen.

Dorle Simon-Zeiske war Diplom-Sozialarbeiterin und Angestellte bei der *Caritas*. Sie ist stellvertretende Vorsitzende der *Berliner Tafel*.

BLOCKADE VON LENINGRAD

8. September 1941 – 27. Januar 1944



Lebensmittelkarte für 25-Gramm-Rationen Brot.

Aus einer geborstenen Wasserleitung wird Trinkwasser geborgen.



Teilnehmerinnen eines ASF-Sommerlagers im Gespräch mit einer Überlebenden der Blockade. Sie unterstützten 2018 die Zeitzeug*innen mit Putz- und Renovierungsarbeiten in ihren Wohnungen.

Nach dem Angriff auf die Sowjetunion regelte die Wehrmacht mithilfe finnischer und spanischer Truppen die Metropole Leningrad, heute St. Petersburg, ab. Die Stadtbevölkerung sollte durch Aushungerung systematisch umgebracht werden. Rund 1,1 Millionen Zivilist*innen starben, vor allem an Hunger. Die deutsche Luftwaffe griff gezielt die Nahrungs- und Wasserversorgung an. Die Stadt sollte vollständig ausgelöscht werden. Nur über den Ladogasee gelang eine notdürftige Versorgung. Nach mehreren Versuchen konnte die Stadt 1944 befreit werden. Erst 2019 sicherte die Bundesregierung den noch wenigen Überlebenden Unterstützungszahlungen zu.

Kollektenbitte

FÜR AKTION SÜHNEZEICHEN FRIEDENSDIENSTE

»Auschwitz« steht für den Versuch, das jüdische Volk auszulöschen, und für den millionenfachen Mord an jüdischen Männern, Frauen und Kindern.

Dieses unfassbare Verbrechen erwuchs auch aus einem Jahrhunderte andauernden christlichen Judenhass. Christen und Christinnen haben sich in der Zeit des Nationalsozialismus mitschuldig gemacht an ihren Nächsten.

Noch immer leiden Menschen an den traumatischen Folgen der Gewalt und Verfolgung. Bis heute erleiden Jüdinnen und Juden Anfeindung und Bedrohung.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste setzt sich ein für die Anerkennung von Schuld und eröffnet Wege für Begegnung und Verständigung. In diesem Jahr leisten über 160 Freiwillige in elf Ländern einen Friedensdienst. Sie halten in Museen und Gedenkstätten die Erinnerung an die Leidtragenden der NS-Verbrechen wach und leisten wichtige Aufklärungsarbeit. Sie unterstützen in liebevoller Zuwendung jüdische Überlebende und die Opfer von Zwangsarbeit. Sie begleiten und stärken Menschen, die auch heute unter Ausgrenzung und Unrecht leiden.

Mit Ihrer Gabe und Ihrem Gebet stärken Sie dieses Engagement.

Herzlichen Dank.

Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin



Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33XXX
(im April 2023 geänderte Kontodaten)

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de



Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin

Telefon +49 30 28395-184 | Fax +49 30 28395-135

f asf.de | x asf_ev | @ asf_ev | www.asf-ev.de

Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX |

Bank für Sozialwirtschaft Berlin

Redaktion: Jutta Weduwen (verantwortlich), Marie Hecke, Thomas Heldt,
Matthias Loerbroks, Angelika Obert, Gabriele Scherle, Matteo Schürenberg,
Lorenz Wilkens

Gestaltung: Anna-Maria Roch | **Druck:** Druckerei Dülmen

Auflage: 1.700 Stück | Ausgabe: Januar 2024

Bild- und Fotonachweise

Titelbild: Wikimedia Commons/Ulrich Still [CC BY-SA 2.0 de]

Seite 8: Fylkesbibliotek, FBib.19053-002 [Public Domain]

Seite 9, 25, 26, 36: ASF

Seite 28: Wikimedia Commons/LigaDue [CC BY-SA 4.0]

Seite 29: Wikimedia Commons/Hans Peter Schaefer [CC BY-SA 3.0]

Seite 31, 41: Jürgen Klack

Seite 34: privat

Seite 44 oben: Wikimedia Commons/Warschau Museum/Ewa Faryaszewska [Public Domain]

Seite 44 unten: Wikimedia Commons/Bundesarchiv, Bild 101I-695-0412-15, Gutjahr [CC-BY-SA 3.0]

Seite 46: shutterstock, 1456527461

Seite 50, 51: Nationaal Archief/Ânefo/Theo van Haren Noman [CC0 1.0]

Seite 56 oben: Wikimedia Commons [Gemeinfrei]

Seite 56 unten: Wikimedia Commons/RIA Novosti [CC BY-SA 3.0]

Seite 57: ASF/Helena Schätzle

Umschlagrückseite: ASF/Sabrina Gröschel

Foto auf Umschlagrückseite: ASF-Freiwillige 2023 bei einem Seminar in London am Ende ihres Freiwilligendienstes im Land.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

Begünstigte: Name, Vorname/Firma

ASF e. V.

IBAN

DE7237020500003113700

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

BFSWDE33XXX

Danke für Ihre Spende!

Spenden-/ Mitgliedsnummer oder Name Spender*in:

PH 27. Januar 2024

PLZ und Straße Spender*in:

Angaben zu Kontoinhaber*in /Zähler*in: Name, Vorname / Firma, Ort (keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

DE

06

Datum

Unterschrift(en)

Für Überweisungen in Deutschland, in andere EU-/ EWR-Staaten und in die Schweiz in Euro.

BIC

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



Betrag: Euro, Cent

ggf. Stichwort

SPENDE

Beleg / Quittung für Auftraggeber*in

IBAN Kontoinhaber*in

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.

Auguststraße 80, 10117 Berlin

IBAN DE72 3702 0500 0003 1137 00

Bank für Sozialwirtschaft

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ist wegen Förderung mildtätiger und gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, SNR. 27 / 659 / 151675 vom 07.02.2022 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass die Zuwendung nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Ihre Spendenbescheinigung

schicken wir Ihnen jeweils zu Beginn des Folgejahres automatisch zu. Für Beträge bis zu 300 Euro genügt dieser qualifizierte Beleg zusammen mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbescheinigung.

Name Auftraggeber*in / Quittungsstempel



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

IHRE HILFE KOMMT AN! BITTE UNTERSTÜTZEN SIE UNS.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

- ... junge Menschen zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Rechtsextremismus einzutreten.
- ... Überlebenden der Shoah und NS-Verfolgung zu begleiten.
- ... an Gedenkorten wie in Oradour, Kalavryta oder Hammerfest an die NS-Verbrechen zu erinnern.

GESCHICHTE(N) ERLEBEN – VERANTWORTUNG ÜBERNEHMEN

ASF-Freiwillige aus dem Ausland engagieren sich bundesweit an Gedenkorten und begleiten Geflüchtete, Ältere und Menschen mit Behinderung. Interessierte können sich **jetzt noch bewerben** für das internationale Freiwilligenprogramm 2024/2025. Teilen Sie dieses Angebot gerne mit Ihren Partnergemeinden oder jungen Menschen im Ausland! Mehr Informationen und Online-Bewerbung: www.asf-ev.de/programm-in-deutschland

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95-184 | Fax -135 | [f asf.de](https://www.facebook.com/asf.de) | [X asf_ev](https://www.instagram.com/asf_ev) | [@ asf_ev](https://www.instagram.com/asf_ev)

Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX
(im April 2023 geänderte Kontodaten) | Bank für Sozialwirtschaft Berlin

